Reichs-Elternwarte

Heft 13 1941

Erscheint monatlich
★
Postort Berlin

Heftpreis
25
Rpfg.

Hi, das krabbelt!

Aufnahme:
Gnilka-Schröder

Aus unserer pädagogischen Sprechstunde

Liebe „Reichs-Elternwarte“!

Dieser Tage wurde mir von einer Nachbarin berichtet, daß mein sechs Jahre alter Junge Klaus mit gleichalterigen Nachbarskindern in einem Winkel ein unanständiges Spiel getrieben habe. Als ich die an diesem Spiel beteiligten Kinder verhörte, bekam ich kein klares Bild, wer der Anstifter zu diesem Spiel gewesen sein könne. Einer schob die Schuld immer auf den andern. Die Nachbarin, die mir hierüber Bericht gab, glaubt nun aber, daß mein Klaus der eigentliche Urheber dieses Spiels gewesen sei. Wie bringe ich den Jungen nur dazu, solche Unarten zu lassen? Ist es recht, daß ich ihm den Umgang mit den Nachbarskindern verboten habe?

Unsere Antwort:

Der Fall, den Sie schildern, wird nicht allein dastehen; wir können uns denken, daß so etwas ähnliches schon alle Mütter erfahren mußten. Die unkluge Mutter wird die Beschuldigung meist mit den Worten ablehnen: „Mein Kind tut so etwas nicht! Mein Kind ist wohlerzogen.“ Sie glaubt natürlich, daß ihr Kind ein harmloses, unschuldiges, unwissendes Kind sei — anders kennt sie es ja nicht. Zu Hause hört es nichts dergleichen, sie hat so etwas auch nie an ihm beobachtet; wie soll da ausgerechnet ihr Kind auf solche häßlichen Spiele verfallen? Dann muß es schon durch Kinder mit schlechtem Charakter und schlechter Erziehung verführt worden sein! Wenn sie ihrem Kinde dann den Umgang mit den „verdorbenen“ Kindern verbietet, glaubt sie, dem Uebel gesteuert zu haben. Wir sind anderer Meinung. Die kluge Mutter wird zunächst sehr vorsichtig mit dem Urteil über Schuld und Verführung sein und sich die „Sünder“ einzeln vornehmen. Zunächst muß sie einmal die Barrikade des Geheimnisses vom Zugang zur kindlichen Seele wegräumen. Die fällt aber nur, wenn das Kind nicht das Damoklesschwert der drohenden Strafe über sich hängen sieht. Außerdem ist es ratsam, die Kinder unter vier Augen einzeln zu befragen, denn dann spricht es sich leichter. Außerdem ist die Verschiedenartigkeit der Berichte sehr aufschlußreich. Man wird immer wieder beobachten können, daß sich das Schuldgefühl bei den Kindern einstellt, auch wenn man nie in einem Verbot diese Art der Spiele genannt hat. Ebenso typisch ist dann auch das Verschieben der Schuld von einem auf den andern. Das Kind ahnt, daß dieses Spiel unschön war, und darum möchte es sich der Verantwortung dafür entziehen. Hat aber das Kind seine Beteiligung an diesem Spiel — meist handelt es sich um das „Doktor“-Spielen — zugegeben, so kommt es darauf an, der Sache den peinlichen Charakter zu nehmen und sie als weiter nichts als eine unschöne Dummheit hinzustellen.

Wir müssen uns einmal darüber klarwerden: die meisten von uns werden sich auf derartige Erlebnisse aus ihrer Kindheit besinnen, die oft blitzartig aufgetaucht sind, um dann meist jahrelang im Dunkel der Vergessenheit zu verschwinden. Sind die Episoden nicht immer dann vollkommen überwunden worden, wenn von Hause aus ein guter Grund vorhanden war? Aber es ist eben so: gewisse Körpergebiete und deren bekannte oder unbekannte Funktionen sind von früh an Gegenstand des Interesses, was um so mehr wachgerufen wird, als wir diese Dinge verhüllen und Gespräche darüber vermeiden. Wir müssen verstehen, daß das Kind es als etwas natürliches ansieht, Forschungszüge in dieses unbekannte Gebiet zu unternehmen. Allein, wie ein schlecht ausgerüsteter Forscher den unbekannten Gefahren nicht gewachsen ist, so ist auch die noch nicht mit Rüstzeug versehene Seele des Kindes in diesen Augenblicken in Gefahr und muß von mütterlicher Hand vor Schaden bewahrt werden. Dazu müssen wir allerdings den Mut aufbringen, dem fragenden Kind Rede zu stehen. Werden wir fahnenflüchtig, so bleibt dem Kind schließlich nur die Selbsthilfe übrig, indem es durch geheime Spiele und Unterhaltungen die Geheimnisse zu ergründen versucht. Entsteht dadurch Schaden, so haben wir uns an die eigene Brust zu schlagen.

Sind wir uns darüber klar, daß der erste Antrieb zu diesen unschönen Spielen ein von der Natur diktierter und nicht etwa eine Erscheinung gefährlicher Anlage ist — diese Frage müssen wir uns sehr ernstlich beantworten, denn sie enthält den Schlüssel zur Erkenntnis —, so müssen wir auch zunächst gelassen, aber mit nachdrücklichem Ernst dem Kinde sagen, daß es diese Art Spiele ein für allemal lassen möge, da sie unschön und unappetitlich seien. Das habe es sich wohl auch selbst gedacht, denn sonst hätte es diese Spiele nicht heimlich in einem Winkel geübt. Daran aber sei zu erkennen, daß etwas nicht in Ordnung sei, wenn man es vor den Menschen, vor allem vor der Mutter, verbergen müsse. Treibe man öfter diese unschönen Spiele, so bekäme man ganz allmählich einen unschönen Ausdruck im Gesicht, so daß nachher alle anderen Menschen es einem ansehen könne, man treibe solche unschönen Spiele. Das würde natürlich zur Folge haben, daß kein Freund oder keine Freundin mehr Umgang mit einem haben möge. Mit tiefergehenden Begründungen, warum man so etwas nicht spielen solle, kann man Kindern zwischen sechs und zwölf Jahren schwerlich kommen. Alle anderen Gründe erscheinen unglaubwürdig und sind deshalb unwirksam.

Auf diese erstmalige Entdeckung durch die Mutter und die anschließende Unterredung werden die Kinder natürlich ganz verschieden reagieren. Für viele ist der Fall damit endgültig abgetan, und sie werden aus gelegentlich an sie herantretenden Versuchungen den Weg zur Mutter finden. Viele werden die nächsten Male widerstehen, aber sich dann bei Gelegenheit doch wieder durch andere überreden lassen, mitzutun. Dann ist die Frage: ist es ein Kind, daß lässig und skrupellos der Versuchung nachgibt, so ist gewiß auch mal eine aufrüttelnde Strafe notwendig; ist es aber ein Kind mit leicht schwankendem Charakter, das widerstehen möchte, aber noch nicht gefestigt genug ist, es durchzuführen, so müssen wir ihm in Güte beistehen und es dann belohnen, wenn es widerstehen konnte. Das Kind erfährt dann, daß es für seine Standhaftigkeit einen größeren Wert eintauscht.

Viele Mütter werden nun fragen, warum man nicht einfach den Verkehr mit solchen Kindern unterbinden solle, die zu solchen Spielen verleiten? Das wäre zwar der einfachste Weg, aber ist er durchführbar? Welche Folgen solche Umgangsverbote auf den Haus-, Nachbar- und Kameradschaftsfrieden haben, darüber brauchen wir wohl nichts zu sagen. Eine andere Frage ist allerdings die, wie es mit den Kindern ist, die aus eigener Lust an der Sache rückfällig werden und die übrigen Kinder für diese Spiele gewinnen möchten. Da müssen wir zur Selbsthilfe greifen, müssen wir sie aus dem Spielkreis unserer Kinder verbannen. Das ist Selbstschutz. Anderseits ist kein Grund vorhanden, nun gleich zu verzagen, wenn sich bei unseren Kindern triebhafte Neigungen zeigen, wir müssen da nur richtige Gegengewichte schaffen. Aeußerlich: gesunde, also obstreiche, fleischarme, reizlose Kost, leichte Kleidung, viel Bewegung im Freien, nicht zu frühes Schlafengehen, aber auch ausreichenden Schlaf, äußerste Sparsamkeit im Austausch von Zärtlichkeiten. Innerlich: Einspannen in eine straffe Tagesordnung, Auferlegung kleiner Pflichten, liebevolle, fröhliche Beschäftigung mit dem Kinde, sorgfältige Wahl des Lesestoffes. Vor allen Dingen aber: kein Mißtrauen, keinen steten Argwohn dem Kinde zeigen und — nicht alles gleich zu tragisch nehmen, besser die Augen aufhalten!

Der Ernteeinsatz der Jugend

Die Sicherung der Ernährung unseres Volkes aus den Erzeugnissen des deutschen Bodens ist auch in diesem Jahr eine der wichtigsten Aufgaben. Wiederum muß auch die Jugend ihre Kräfte hierfür bereitstellen. Um einen reibungslosen Einsatz zu gewährleisten, sind die notwendigen organisatorischen Maßnahmen und Vorbereitungen getroffen worden.

Der Einsatz der Jugend wird nach folgenden Richtlinien erfolgen:

Der Einsatz erstreckt sich auf die Schüler und Schülerinnen bis zur 5. Klasse der Volks-, Mittel- und Höheren Schulen, soweit sie das 10. Lebensjahr vollendet haben und zu landwirtschaftlicher Arbeit geeignet sind. Berufstätige und berufslose Jugendliche werden von den Arbeitsämtern besonders erfaßt. Volksschüler und Volksschülerinnen sowie Schüler und Schülerinnen bis zur 5. Klasse der Mittel- und Höheren Schulen werden in der Hauptsache nur an ihrem Wohnort oder in den benachbarten Orten eingesetzt, damit sie täglich das Elternhaus erreichen können.

Für den Einsatz der Jugendlichen während der Ferien ist die HJ. zuständig, während der Schulzeit dagegen die Schule. Für den kurzfristigen Einsatz (etwa am Sonnabend und Sonntag) der Jugend ist der Hoheitsträger der Partei verantwortlich. Um den kurzfristigen Einsatz der Jugend, für den auch berufstätige Jugendliche zur Verfügung stehen, auf den Gesamteinsatz der Partei abzustimmen, haben sich deshalb die Führer der Banne bzw. die Schulleiter mit dem zuständigen Hoheitsträger der Partei in Verbindung zu setzen, um die notwendigen Vereinbarungen zum reibungslosen Einsatz zu treffen. Dabei ist stets zu beachten, daß der Wochenendeinsatz im Sinne der Anordnung in erster Linie dazu dienen soll, die beruflich Tätigen, insbesondere die Erwachsenen, für die Hilfe bei den landwirtschaftlichen Bestell-, Pflege- und Erntearbeiten zu gewinnen. Stehen Erwachsene nicht in dem nötigen Ausmaße zur Verfügung, so darf die Jugend eingesetzt werden. Auch dieser Einsatz soll nach Möglichkeit klassenweise erfolgen.

Der Einsatz wird so geregelt, daß die eigentliche Aufgabe der Schule durch ihn möglichst wenig in Mitleidenschaft gezogen wird. Er fällt daher in erster Linie in die Zeit der Ferien. Der Reichsminister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung hat hinsichtlich der Ferien und des Schulurlaubs deshalb angeordnet:

Für die ländlichen Gemeinden wird die Lage der Sommer- und Herbstferien durch die zuständigen Regierungspräsidenten bzw. Unterrichtsverwaltungen der Länder und Gaue selbständig festgelegt. Die Lage und Dauer der Ferien soll sich den landwirtschaftlich örtlichen Bedürfnissen anpassen. Die Gesamtdauer der Sommer- und Herbstferien soll 63 Tage umfassen.

Die Sommerferien in den Gemeinden mit Mittel- und Höheren Schulen umfassen 49 Tage und sind so gelegt worden, daß sie für die Erntehilfe möglichst nutzbar gemacht werden können.

Für die Herbstferien sind demnach 14 Tage vorgesehen, deren Zeit jedoch noch näher bestimmt wird, weil es sich natürlich heute noch nicht übersehen läßt, wann die Hilfe der Jugendlichen bei der Hackfruchternte usw. unter Berücksichtigung der örtlichen Lage und der Wetterverhältnisse notwendig wird.

Der Einsatz der Jugendlichen soll also grundsätzlich unter Anrechnung auf die Gesamtferienzeit erfolgen.

Für den Einsatz der städtischen Jugend gilt folgendes: die Schüler und Schülerinnen der Klassen 6 und 7 der Mittel- und Höheren Schulen können bis zur Dauer von insgesamt zweiwöchigem Unterrichtsausfalle klassenweise beurlaubt werden, doch kann darüber hinaus auf Vorschlag des Hoheitsträgers der Partei die Schulaufsichtsbehörde örtliche Ausnahmen zulassen. Natürlich können auch Einzelbeurlaubungen

Fortsetzung auf der 3. Umschlagseite



Reichs-Elternwarte

Herausgeber: Regierungspräsident Heinrich Sieckmeier

Aufnahme: [illegible] Schröder

Der Krieg als Lehrmeister aller Dinge

Eine Betrachtung über Zusammenhänge zwischen Ernährung, Gesundheit und Wirtschaft

Der Krieg und die aus der Kriegslage heraus notwendig gewordene Rationierung haben den wirklich lebensnotwendigen Bedarf, vor allem die Nahrung, wieder in den Mittelpunkt des Interesses gestellt. Automobile, Radioapparate, Schmuck, neue Moden und Gegenstände eines ausgesprochenen Luxusbedarfes haben zwar nicht an materiellen Wert eingebüßt, aber man hat erkannt, daß sie zum Leben eben nicht unbedingt erforderlich sind.

Aus diesen Gründen beschäftigen sich die großen Erziehungsorgane des Staates, Zeitungen, Zeitschriften, Rundfunk und Film auch mehr mit den Problemen der Ernährung, weil es darauf ankommt, die vorhandenen Lebensmittel so sinnvoll und zweckmäßig wie nur irgend denkbar zu verwenden. Ein Gang über die Wochenmärkte, ein Besuch der Lebensmittelläden und die Teilnahme an den vielen hauswirtschaftlichen Veranstaltungen, wie sie dankenswerter Weise von mancherlei Organisationen, insbesondere von der NS-Frauenschaft durchgeführt werden, geben ein klares Bild über die Aktualität der Fragen über die richtige Verwertung der Lebensmittel und über die beste Zusammensetzung der täglichen Gerichte.

Die von der breitesten Oeffentlichkeit erfaßte Bedeutung vom Wert oder Unwert der richtigen oder falschen Ernährungsweise kann zu Aenderungen im Lebensmittelhaushalt des deutschen Volkes führen, die nicht nur vom gesundheitlichen Standpunkt aus gesehen, sondern auch aus wirtschaftlichen Erwägungen heraus nur zu begrüßen sind. Die Verlagerungen in der Arbeits-, Lebens- und Wohnweise innerhalb der letzten hundert Jahre gingen Hand in Hand mit grundlegenden Verschiebungen in der Ernährung. Die Zusammenstellung der im Durchschnitt verbrauchten Lebensmittel, die Verarbeitung, Konservierung, die küchentechnische Zubereitung und die Nahrungsaufnahme haben sich mit fortschreitender Verstädterung des Volkes „zivilisiert", d. h., sie haben sich weitgehend von den natürlichen Wachstumsverhältnissen des Bodens und von der natürlichen Lebensweise des Menschen entfernt. Die Geschichte kennt zahlreiche Beispiele einer Entartung der Ernährung, die immer dann eintrat, wenn die Nahrung im wesentlichen der Befriedigung der Geschmacksnerven diente, Modetorheiten huldigte und nicht mit vollem Bewußtsein auf die Erhaltung der Lebenskraft ausgerichtet wurde.

Bevor wir uns mit der geschichtlichen Entwicklung der Ernährungsgewohnheiten unseres Volkes befassen, wollen wir einmal überlegen, welche Aufbaustoffe des Körpers zur Lebenserhaltung notwendig sind. Die drei wichtigsten Grundnährstoffe sind bekanntlich Eiweiß, Fett und Kohlehydrate. Ausreichende Mengen an diesen Nährstoffen würden aber die Arbeitskraft des Menschen nicht erhalten, wenn sie nicht ergänzt würden durch Vitamine, Mineralstoffe und andere Wirkstoffe, über die zur Zeit ausreichende wissenschaftliche Kenntnisse noch nicht vorliegen, deren Existenz jedoch nachgewiesen ist. Die wichtigsten Eiweißträger sind nun Fleisch, Milch, Käse, Quarg, Eier, Brot, Kartoffeln und Nährmittel. Mehl und Brot, Kartoffeln, Nährmittel, Zucker, Marmelade, Hülsenfrüchte sind die bedeutendsten Lieferanten der Kohlehydrate, während der Fettbedarf vor allem durch Butter, Vollmilch, Margarine, Schmalz, Speck, Speiseöl, Talg und zum Teil auch durch Fleisch gedeckt wird. Dabei darf man natürlich nicht vergessen, daß die drei wichtigsten Grundnährstoffe zu bestimmten Teilen in fast allen erzeugten Nahrungsmitteln vorkommen, jedoch in so unterschiedlichen Mengen, daß es berechtigt ist, einzelne Hauptträger des jeweiligen Nährstoffes herauszustellen. Dazu kommen dann die verschiedenen Sorten an Obst und Gemüse, deren gesundheitlicher Wert vor allem in dem Gehalt an Vitaminen, Mineralien und sonstigen Wirkstoffen liegt.

Ueberblicken wir nun die Entwicklung der Ernährungsgewohnheiten während des letzten Jahrhunderts, soweit sich das an Hand der nicht gerade sehr zahlreich vorliegenden Quellen nachprüfen läßt, dann ergibt sich folgende Tatsache: Unsere Urgroßeltern haben ihren Kohlehydratbedarf vornehmlich durch Kartoffeln und Brot gedeckt, den Fettbedarf aus Milchfett, aus Rüböl und Schmalz, während zur Befriedigung des Eiweisbedarfes vornehmlich Hülsenfrüchte, Landbrot, Milch und in weiten Bezirken der Hering diente. Würden wir heute noch den gleichen Ernährungssitten wie unsere Urgroßeltern huldigen, dann könnten wir nicht nur den gesamten Nahrungsmittelbedarf des deutschen Volkes aus eigenem Grund und Boden decken, sondern wären auch noch in der Lage, gewisse Mengen agrarischer Produkte auszuführen. Diese Feststellung wird sicherlich Erstaunen hervorrufen angesichts der gewaltigen Anstrengungen, die heute notwendig sind, um den lebensnotwendigsten Bedarf an Nahrungsgütern im eigenen Lebensraum zu gewinnen. Die Verwunderung ändert an der Tatsache nichts.

Je pflanzlicher eine Kost zusammengesetzt ist, um so mehr Menschen vermögen sich im allgemeinen von einer Flächeneinheit zu ernähren. Je größer also der Verzehr pflanzlicher Lebensmittel auf Kosten tierischer Produkte, desto gefestigter die Nahrungssicherheit; je größer der Verzehr tierischer Lebensmittel aber, je geringer die einheimische Nahrungsdecke. Diese Zusammenhänge ergeben sich zwangsläufig aus der Tatsache, daß zur Gewinnung tierischer Lebensmittel unvergleichlich größere Mengen an pflanzlichen Nährstoffen durch den Tiermagen wandern müssen. Zur Gewinnung von Fleisch, Fett und dergleichen werden neben Produkten, die für die menschliche Ernährung nicht verwertbar sind (Erträge der Wiesen und Weiden, Futterrüben und sonstige Futterpflanzen, Stroh usw.), aber auch Getreide, Kartoffeln und Hülsenfrüchte eingesetzt. Würde man also die tierische Veredlungswirtschaft um einige Grade einschränken, dann könnten entsprechende Mengen dieser Früchte für die Befriedigung des menschlichen Nahrungsmittelbedarfes frei gemacht werden. Die durch eine solche Aenderung möglichen ernährungswirtschaftlichen Ersparnisse sind beträchtlich. Nach durchschnittlichen Fütterungssätzen werden nämlich zur Erzeugung von 1 Kilo Fleisch oder 1 Kilo Eiern etwa 5 Kilo Getreide und noch höhere Mengen an Kartoffeln benötigt.

Es ist natürlich nicht möglich, die gegebene Entwicklung der Ernährungsgewohnheiten zurückzuschrauben. Die moderne Lebensführung mit ihrer wesentlich höheren Beanspruchung der Arbeitskraft erfordert bis zu einem gewissen Grade einen stärkeren Verzehr von Fleisch und Fett. Jedoch sind sich die Ernährungswissenschaftler einig in der Feststellung, daß der Fett- und Fleischverbrauch in Deutschland vor Ausbruch dieses Krieges überhöht war. Im Laufe der letzten sechzig Jahre ist der jährliche Fleischverbrauch je Kopf der Bevölkerung um 75 v. H. und der Speisefettverzehr um 50 v. H. gestiegen. Im Jahre 1840 deckte das deutsche Volk 86 v. H. seines Nahrungsverbrauches durch pflanzliche Nahrungsmittel, während nur 14 v. H. auf die Produkte der tierischen Veredlungswirtschaft entfielen. Bis zum Jahre 1938 ist hier eine grundsätzliche Wandlung insofern eingetreten, als in diesem Jahre nur noch 66 v. H. des Nahrungsmittelbedarfes aus der pflanzlichen Produktion, dagegen 34 v. H. aus der tierischen Erzeugung befriedigt wurden.

Diese aus gesundheitlichen Gründen durchaus bedauernswerte Entwicklung wurde weiter verschärft durch schwerwiegende Fehler in der Verarbeitung der Lebensmittel und in der küchentechnischen Zubereitung der Speisen. Das bemerkenswerteste Beispiel dieser Art ist zweifellos der Uebergang von den alten Vollkornmehlen zum Feinmehl. Der Modegeschmack der Bevölkerung verlangte in den letzten Jahrzehnten immer mehr das

von der Kleie befreite feinausgemahlene Weißmehl. Diesen Wünschen entsprachen die modernen Müllereiverfahren, die das an sich hochwertige Korn von den Trägern der wichtigsten Nährstoffe, dem Keimling und den Randschichten, befreiten. Im Keim des Kornes und in den Randschichten aber ist das Vitamin B₁ aufgespeichert, ganz abgesehen von den ebenfalls darin enthaltenen Mineralstoffen, deren Fehlen zu vielen ernährungsbedingten Mangelkrankheiten führte. Wenn heute das deutsche Volk immer wieder auf den stärkeren Verzehr von Vollkornbrot hingewiesen wird, dann geschieht das nicht aus Versorgungsrücksichten, wie so viele Volksgenossen glauben, sondern überwiegend aus gesundheitlichen Forderungen. Andere Krankheiten haben sich aus dem Mangel an Vitamin C ergeben, der bekannte Grund der Frühjahrsmüdigkeit, der Zahnfleischerkrankungen, der erhöhten Anfälligkeit gegen Infektionen usw. Die Lücken im Vitamin-C-Haushalt waren vornehmlich zurückzuführen auf die Fehler in der küchentechnischen Zubereitung. Nachdem die Bevölkerung darüber aufgeklärt worden ist, daß vor allem die Kartoffel einer unserer wichtigsten Vitamin-C-Träger ist, wenn dieser Wirkstoff durch richtige Behandlung erhalten bleibt, und durch Herausstellung der besonderen Vitamin-C-Träger bei Gemüse sind in dieser Hinsicht die drohendsten Gefahren gebannt.



Gang in den Sommer — Aufnahme: Herbert Kieseler

Wir sind damit bei einem Kernpunkt der modernen Ernährungswissenschaft und Ernährungsphysiologie angekommen, nämlich bei der Frage der richtigen oder falschen Zubereitung der Speisen. Tatsächlich liegt es in der Hand der Hausfrau, ob die in den Lebensmitteln enthaltenen natürlichen Nähr- und Wirkstoffe dem Körper zugeführt werden, oder ob sie durch Hitze zerstört oder durch das Abflußrohr vergeudet werden. Hinzu kommen natürlich die verschiedenen Probleme der richtigen Speicherung und Lagerung, denn die Lebensmittel sind ja lebendige Substanzen, keine mechanischen, toten Stoffe, sie atmen und leben vielmehr und erfahren bei der Lagerung innere Veränderungen, die sich auf den Nährstoffgehalt auswirken. Man sollte nicht vergessen, daß die Hausfrau Milliardenwerte der Volkswirtschaft verwaltet. Darum sollte man der Wissenschaft der Küche allerhöchste Beachtung schenken und vor allem von den Hausfrauen verlangen, daß sie sich sehr eingehend mit den modernen Methoden der Speisenzubereitung befassen. Wer die volkswirtschaftlichen Gründe dabei nicht einzusehen vermag, der sollte wenigstens an den eigenen Geldbeutel denken. Es ist immerhin ein schlechtes Geschäft, wenn ich aus Unachtsamkeit wertvolle Nährstoffe vernichte, deren Fehlen im Körper zu Erkrankungen führt, die dann nur unter Aufwand erheblicher Geldmittel wieder geheilt werden können. Schließlich sollte sich jede Hausfrau auch überlegen, daß nährstoffarme Lebensmittel niemals einen hohen Sättigungsgrad erreichen, und daß bei falschen Zubereitungsarten die Menge der für die Sättigung notwendigen Lebensmittel entsprechend größer ist.

Oberstes Gesetz aller Hausfrauen sollte es zunächst einmal sein, die Nahrungsstoffe in möglichst natürlicher Form zu belassen. Nur der Verzehr in ursprünglicher Form erhält voll die biologisch-hochwertigen Nähr- und Wirkstoffe. Wo Roh- oder Frischkost nicht möglich ist, da muß die Zubereitung wenigstens unter Schonung der eigentlich lebentragenden Werte erfolgen. Vor allem dürfen die Vitamine nicht durch Hitze zerstört und die Mineralien nicht durch Auslaugung aus den Nahrungsmitteln herausgezogen werden.

Fassen wir die verschiedenen Fehler in der Entwicklung der Ernährungssitten und die daraus sich ergebenden Folgen zusammen, dann kommen wir zu folgenden Ergebnissen: Schädlich war die einseitige Steigerung des Fleisch- und Fettverzehrs und die Zurückdrängung der vitaminreichen Nahrungsmittel, die vorwiegende Ernährung mit gekochten und damit vitamin- und mineralstoffarmen Speisen, die Bevorzugung der technisch oder chemisch be- oder verarbeiteten Nahrungsmittel, vor allem durch stärkeren Verzehr von Weißmehl und Konserven, dem ein im Verhältnis ungeheuer gestiegener Verbrauch an Alkohol, Kaffee und Nikotin gegenüberstand. Die medizinische Wissenschaft hat dazu als mannigfache Krankheitsursache festgestellt: die übermäßige Zufuhr von Eiweiß, Fett und Kochsalz, den zu starken Flüssigkeitsverbrauch und den immer stärker werdenden Mangel an Vitaminen und Mineralstoffen.

So ist die Lage. Die lebende Generation würde ihrer sonstigen politischen und wirtschaftlichen Leistung nicht entsprechen, wollte sie nicht auch auf dem Ernährungsgebiet die notwendigen Folgerungen aus den Erkenntnissen der Ernährungswissenschaft ziehen. Die Freiheit des politischen Handelns unserer Staatsführung ist nicht zuletzt abhängig von der unbedingten Sicherung der Nahrungsfreiheit. Alle Bestrebungen zur Durchsetzung dieser Forderung müssen von jedem einzelnen Volksgenossen, vor allem auch von der Hausfrau unterstützt werden. Daneben müssen wir uns der gesundheitlichen Werte einer natürlichen Nahrung bewußt werden und durch den inneren Aufbau unseres Lebensmittelverzehrs zur Förderung der Volksgesundheit beitragen.



Aufnahme: F. Reinert

„Zu unserer Zeit . . .!"

Der zwölfjährige Herbert ist allein zu Hause. Da die Eltern vor zwei oder drei Stunden nicht zurückerwartet werden können, ist für ihn die seltene Gelegenheit gegeben, in der elterlichen Wohnung auf Entdeckungsfahrt zu gehen. O, da gibt es mancherlei, was die Neugierde eines heranwachsenden Jungen befriedigen kann! Eine Weile schmökert er in Vaters Büchern, dann fällt sein Blick auf den Eckschrank, den der Vater wie ein Heiligtum hütet. Daß sich hinter der Tür dieses reich mit Ornamenten geschmückten Schrankes etwas verbirgt, was uneingeweihte Augen nicht sehen dürfen, weiß Herbert längst. Einen Pulsschlag lang stockt sein Atem, denn — der Vater hat den Schlüssel in der Schranktür stecken lassen. Was mag sich dort verbergen? Herbert hat das Gefühl des Unentschlossenseins schnell überwunden; ein Blick auf die Uhr bestätigt ihm, daß vorläufig keine Gefahr droht. Also dreht er den Schlüssel vorsichtig nach links. Auf den ersten Blick ist das, was er vor sich sieht, nicht gerade ermutigend. Dort liegen Mappen und Ordner; als er sie aufschlägt, sind es Papiere, Dokumente, Pläne, also nichts, was ein auf Entdeckung ausziehendes Knabenherz erregen kann. Versicherungsscheine — ach, die interessieren ihn nicht, eine Vermögensaufstellung — auch nicht weiter interessant, aber da, die schwarze Mappe da unten, die scheint es in sich zu haben. Ein neugieriger Blick und — ein Schnalzer. Ha, da ist ein Fund, gar nicht mit Geld zu bezahlen! Vaters Schulzeugnisse. Darum also die Geheimnistuerei! Darum bei jeder Gelegenheit: „Daß du dir nicht unterstehst, an diesen Schrank zu gehen!" Mal nachschauen, was der „alte Herr" in der Schule vermocht hat. Nach seinen eigenen Worten muß er ja so eine Art von Wundertier gewesen sein! Herbert blättert und liest, wendet um und vergleicht, aber was sich da vor seinen Augen auftut, stimmt nur wenig mit des Vaters Beteuerungen überein. Die „Eins" im Deutschen in der Quarta zeigt gar nicht die bekannte strenge senkrechte Linie mit dem feinen Aufwärtsstrich; was sich hier offenbart, ist eine wohlgeschlungene „Drei". Herbert vergleicht weiter: ein vorbildlicher Tertianer war der Vater ebenfalls nicht. Und später? Als Sekundaner zwar noch mäßig, aber schon aufsteigend. Die Bemerkungen allerdings sind schon erfreulicher; danach hat sich der Vater immer bemüht, das Klassenziel zu erreichen. „Wollen uns mal die letzten Zeugnisse vorknöpfen", denkt Herbert. Alle Achtung, ein tüchtiger Primaner ist er schon gewesen, da ist nichts gegen zu sagen. Das Abschlußzeugnis ist sogar hervorragend. Herberts Augen leuchten: „Hat der Vater sich also von den unteren ‚Chargen' bis nach oben durchgebüffelt, so werde ich es auch schon schaffen! Warum sollte das bei mir danebenschlagen?" Vorsichtig packt Herbert die Mappe in den Schrank zurück, prüft sorgfältig, daß alles an seinem bestimmten Platz liegt, und schließt die Schranktür.

Es war nicht recht von Herbert, heimlich in den Papieren des Vaters zu „schnüffeln". Daß er es aber tat, und daß er sogar befriedigt über seine Tat ist, das muß doch seinen eigenen Grund haben. Ein undurchdringliches Geheimnis umwehte des Vaters Schuljahre; Herbert mochte ein Zeugnis nach Hause bringen, so leidlich gut es auch sein mochte: des Vaters Leistungen waren immer besser gewesen! Gewiß, daran war nicht zu zweifeln: der Vater hatte das Schulziel erreicht, denn heute war er wohlbestallter Regierungsbaumeister.

Das Böse-Buben-Lied

Von Johannes Meyer

Weh, weh, ihr Böse-Buben-Zeiten,
Voll frecher Ungezogenheiten,
Trompetenschall und Peitschenknall!
Was singt ihr da für freche Lieder?
Kenn' ich den eignen Sohn noch wieder?
Vor Schreck erbebt das Weltenall!

Ihr bösen, ungezog'nen Rangen,
Man bringt euch alle aufs Schafott
Ob eurer schweren Missetat.
Ich seh euch schon am Galgen hangen. -
Doch reißt der Strick, fallt ihr hernieder
Und macht die bösen Streiche wieder,
Dann freut sich selbst der Magistrat.

Doch schnell verrauscht das glücklich Heute.
Die Buben sind vernünft'ge Leute,
Das Lachen wich dem Amtsgesicht.
Sie sind jetzt ernste, strenge Richter.
Weh euch, ihr jungen Bösewichter! -
Doch, daß ihr selbst mal Streiche machtet
Und immer scherztet, immer lachtet,
Ach, daran denkt ihr heute nicht!

Warum ihr wohl in Zorn geratet,
Wenn Kinder tun, was ihr einst tatet?
Vernehmt nun, was der Junge spricht:
O, liebe Leute, zürnt uns nicht!
All das, was euch so schlimm erscheint,
Fürwahr, es war nicht bös gemeint.
Der Himmel hängt uns voller Geigen,
Wir woll'n nur uns're Kraft euch zeigen.

Lustig heißt's herumgesprungen,
Mit den Jungen, mit den Jungen!
Schmetternd sei ein Lied gesungen,
Mit den Jungen, mit den Jungen!
Hurra, horrido und Peitschenknall!
Hurra, horrido, Trompetenschall!
Heut' sind wir froh und morgen heiter,
Und übermorgen und so weiter,
Da klingt es laut, da klingt es weit:
möcht' währen doch in Ewigkeit
Die liebe Böse-Buben-Zeit!

Aber die so oft betonte Tugendhaftigkeit, von der des Vaters Knabenjahre erfüllt gewesen sein sollen, hatten doch gar oft leise Zweifel in Herbert wachgerufen. Und diese Zweifel machen Herberts Indiskretion mehr als nur verzeihlich. Ihm wird es nicht anders ergangen sein als den meisten Kindern, die, wenn sie all das glauben sollen, was ihre Eltern ihnen weismachen wollen, überzeugt sein müssen, daß ihre Eltern stets geradezu beleidigend gute Schulzeugnisse nach Hause brachten. Daß ihre Eltern niemals „kleben" geblieben sind, und daß der Vater niemals mit zerrissener Hose vom Spielplatz heimkehrte. Solchen „Kummer" hätten sie ihren Eltern nie gemacht. Und daß sie jemals ein freches oder „ungehöriges" Wort den Erwachsenen gegenüber gewagt hätten, sei einfach undenkbar. Demnach müssen sie auf der ganzen Linie genau das gewesen sein, was eine blühende Elternphantasie sich unter „artigen Kindern" vorstellt: wahre Ausbünde von Tugend und Sittsamkeit!

Es ist sehr gut möglich, daß die Eltern mit der Zeit selber an solch schöne Geschichten glauben; das oftmalige Erzählen wirkt nämlich suggestiv. Andererseits aber soll man solche Eltern nicht voll verantwortlich für diese Märchen machen, denn schließlich haben sie von ihren Eltern ähnliche Beteuerungen hören müssen. Auch ihre Eltern standen schon so hoch über ihnen, sozusagen gleich neben dem lieben Gott, daß sie sich ihrer ganzen Armseligkeit hätten bewußt sein müssen. Diesen Platz einst einzunehmen, wird ihr Kindertraum gewesen sein. Nun sind sie so weit, was Wunder, wenn da die Rede lieblich fließt? Wer aber seinen Platz in solch schwindelerregenden Höhen sucht, darf natürlich von den kleinen Sünden und Fehlern dieser Welt nichts wissen.

Es fragt sich allerdings, wie Eltern dabei Kameraden und Vertraute ihrer Kinder bleiben wollen. Gewiß, viele geben sich redliche Mühe, das zu sein. Wenn sie dann aber, sozusagen als Nachtisch, ihren Kindern bei jeder Mahlzeit das Märchen von ihrer Unfehlbarkeit servieren, müssen sie sich nicht wundern, wenn das eine und das andere nicht gelingt. Einmal, daß die Kinder die elterliche Kameradschaft nicht anerkennen und andermal, daß sie über die schönen Geschichten aus Vatis oder Muttis Kindheit versteckt lächeln. Und es wird sicherlich viele Eltern geben, die selber nicht überzeugt sind, daß ihre Kinder ihnen das glauben, was sie ihnen da ihrer einstigen Bravheit weismachen wollen. Warum verzichten sie da nicht auf diese Beteuerungen? Vielleicht, weil sie meinen, ihren Kindern ein Beispiel sein zu müssen. Gewiß, in der Erziehung gilt nur das Beispiel, das ist wahr. Und da meinen diese Eltern dann wohl, daß Beispiele immer und in jedem Falle von makelloser Reinheit und blütenweißer Unschuld sein müssen. Das wird vielleicht der Grund dafür sein.

Wie stellt sich nun ein Kind zu den Legenden von der Unfehlbarkeit der Eltern? Auf die Beantwortung dieser Frage kommt es doch wohl einzig und allein an. Bei Licht besehen, reagiert das Kind darauf — Gott sei Dank — überhaupt nicht, wenigstens nicht das gesunde. Das normale Kind bleibt solchem elterlichen Selbstlob gegenüber gleichgültig. Vielleicht, daß es heimlich darüber lächelt, wie über etwas, das sich zwar schön anhört, das aber zu schön ist, um wahr zu sein. Ob es diese Märchen nun also glaubt oder nicht, das ist gleich. Was aber nicht gleich ist, das ist, daß sie keinerlei Eindruck machen. Das ist schon vernichtend genug. Das sensible Kind hingegen wird darauf mit Minderwertigkeitsgefühlen oder Mutlosigkeit reagieren oder — mit Wut- und Rachegefühlen. Ist die erstere Wirkung eine betrübliche, so ist die zweite um so verständlicher, denn wer von uns möchte auch unter lauter Engeln leben und sich selber als einziger Sünder fühlen? Da muß man ja böse werden; auch das sanfteste Gemüt hält das auf die Dauer nicht aus!



Klettern wir darum lieber mühsam von dem so leicht erstiegenen Gipfel unserer Unfehlbarkeit herunter; wir kommen auf ebener Erde leichter und ohne den feinen Stachel leiser Scham zu einem wirklichen Vertrauensverhältnis zu unseren Kindern. Zur Kameradschaft gehört nun einmal das Verständnis für die kleinen Sünden und Unebenheiten kindlicher Art und Ungebärdigseins. Womit nun nicht gleich gesagt sein soll, daß der Vater mit seinem Sohn Aepfel stehlen gehen muß, um ein „forscher" Kamerad zu sein. Man muß nicht gleich ins Gegenteil verfallen! Aber der Junge darf ruhig wissen, daß der Vater, als er Junge war, schon einmal in Nachbars Garten auf einen Baum geklettert ist, und daß er der Gefahr, dafür eine Tracht Prügel zu bekommen, nur mit genauer Not entgehen konnte. Soll doch kein Vater glauben, daß er deswegen seine Autorität einbüßt, weil er in der Schule nicht der beste Schüler war. Auch daß Mutti wegen ihres vorlauten Mundes einmal von der Lehrerin gerügt worden ist, wird ihr Ansehen in keiner Weise herabsetzen, wenn Mutti sonst nur darauf bedacht ist, daß Klein-Else keinen Grund zur Kritik an ihr findet. Kinder sollen ruhig wissen, daß auch ihre Eltern einmal Kinder waren, genau so wie sie, mit den gleichen und ähnlichen Fehlern und Unzulänglichkeiten. Ja, sie müssen sogar wissen, daß man nicht als „vernünftiges" Wesen auf die Welt kommt, sondern erst mit den Jahren, durch trübe und gute Erfahrungen, das wird, was Erwachsene heute an sich rühmen oder doch für rühmenswert halten. Deswegen brauchen die Eltern bei kindlichen Unarten nicht gleich zu sagen: „Das schadet nichts, da mache dir nur nichts draus, denn ich habe es damals auch nicht besser gemacht!" Mit seinen Jugendsünden gibt man schließlich auch kein gutes Beispiel. Verstehen soll man und vom Verstehen her hinlenken, hinführen, hinziehen zum Ziel. Nur so wird das Kind begreifen, daß wir Erwachsenen zwar nicht besser, nicht unfehlbarer sind, als die Kinder, daß wir ihnen aber an Erfahrungen überlegen sind. Und diese Erfahrungen verdanken wir den Lebensjahren, für die wir selber allerdings auch nichts können.

Erziehen heißt heranführen ans Leben, fürs Leben ertüchtigen. Mit den Märchen von unserer Unfehlbarkeit, die entweder keinen und wenn schon, dann doch nur einen peinlichen Eindruck auf Kinder machen, führen wir sie nicht heran an das Leben der nackten Wirklichkeit.



Aufnahmen: Jutta Selle



Großmutters Aufsatzheft

ein Zeugnis für den deutschen Schulmeister



Von Johannes Otto

Wenn man manchen Romanschreibern, Verfassern von Zeitungsaufsätzen, Theaterstücken und Filmmanuskripten Glauben schenken darf, und wenn man die Selbstbiographien mancher Größen im Kunstleben als in jedem Punkte objektive oder doch objektiv sein wollende Berichte verantwortungsbewußter Vorfahren oder Zeitgenossen ansehen will, dann muß die deutsche Schule der Vergangenheit geradezu das Gegenteil von einer Erziehungs- und Bildungsstätte gewesen sein. Und die deutschen Lehrer der Vergangenheit waren entweder hoffnungslos verblödete, weltfremde Trottel oder aber im Denken und Tun jugendfeindlich bis zur Grausamkeit eingestellte Kreaturen, auf keinen Fall jedoch Menschen, auf die der Begriff „normal" oder „durchschnittlich" angewendet werden könnte. Gewiß, in den gemeinten Romanen, Theaterstücken usw. wird auch mal dann und wann ein tüchtiger, liebenswerter und nicht als Sonderling gezeichneter Lehrer dargestellt. Um ihn jedoch als solchen zu kennzeichnen, fällt den Autoren kein anderes Mittel ein, als ihm einen Gegenspieler zu geben, eben jenes Scheusal oder jenen Trottel.

Angesichts dieser „Tatsachen" bleibt es zu verwundern, wie eine solche Schule mit solchen Lehrern überhaupt Erfolge haben konnte. (Vielleicht sollte man sogar sagen: „Trotz solcher Lehrer . . .!") Denn, daß die deutsche Schule Erfolge hatte, kann niemand wegleugnen. Deutschland ist schon seit über hundert Jahren ein Land ohne Analphabeten; Deutschland ist das Land der bürgerlichen Ordnung, das Land der Sauberkeit und einer vorbildlichen Gesundheitspflege. Es ist das Land, in dem die meisten Bücher und Zeitschriften erscheinen und gelesen werden, und jeder Deutsche verfügt über ein die meisten Ausländer überflügelndes Durchschnittswissen. Nur aus schulisch vorgebildeten und erzogenen Männern konnte ein Moltke und konnten seine Nachfolger den unübertrefflichen deutschen Soldaten formen, nur mit intelligenten Arbeitern konnten die Erfindungen großer und größter Deutscher auf allen Gebieten ausgewertet und dem Lande und darüber hinaus der Welt nutzbar gemacht, konnte der gesellschaftliche und kulturelle Fortschritt der Menschheit gefördert werden. Das alles steht fest. Und ebenso fest steht, daß die deutsche Schule an ihrem Teile dazu beitrug, daß in unserem Lande Ordnung und eine die Gesundheit fördernde Sauberkeit regieren; fest steht, daß sie dem deutschen Menschen das Rüstzeug mitgab, auf dem die militärische und die Berufsausbildung fußen und weiterbauen und mit dessen Hilfe schließlich die auf allen Gebieten und in der ganzen Welt ebenso geschätzten wie — gefürchteten Qualitätsarbeiter herangebildet werden konnten.

Weshalb also diese, bestimmt nicht einmal in jedem Falle beabsichtigte oder gar boshaft gemeinte, aber doch oft beobachtete Verächtlichmachung der deutschen Schule der Vergangenheit und ihrer Lehrer? Die Frage ist in letzter Zeit häufig gestellt worden. Häufig sogar mit dem Unterton ernster Besorgnis. Denn ein Berufsstand, der solche „Figuren" zu seinen Vertretern zählt, übt keine Anziehungskraft auf die Jugend aus, die ihn ergänzen und fortführen soll. Und sich selber als späteren Berufserzieher so gezeichnet zu sehen, wie das häufig geschah, veranlaßte manchen Jungen und auch manches Mädel, dem einst auf die Erziehertätigkeit gerichteten Berufswunsch eine andere Richtung zu geben. Die Nachwuchsfrage wurde zum Problem. (Daß dieses auch von andern Seiten her beleuchtet werden kann und muß, sei hier nur erwähnt.)

Die Presse der deutschen Erzieher hat deshalb in letzter Zeit ein wachsames Auge auf solche — nun sagen wir: literarischen Aeußerungen geworfen, die niemand nützen und auch der Sache nicht dienen, die in ihrer Summe jedoch ein völlig verzerrtes Bild eines Berufsstandes entstehen lassen. Jüngst gingen im „Deutschen Erzieher" zwei Oberstudiendirektoren — Dr. Grober und Professor Meinardus — der Frage nach. Sie wiesen darauf hin, daß kein anderer Berufsstand so verkehrt, ja geradezu böswillig typisiert werde wie der der deutschen Lehrer und Erzieher. Weder der Amtsrichter, noch der Offizier, noch der Postdirektor würden im allgemeinen in der Art heruntergemacht oder karikiert wie der Lehrer. In einem der Aufsätze wurde ferner zum Ausdruck gebracht, daß die Meinungsbildung über den Lehrer oft von „den Letzten auf den Bänken" grundlegend beeinflußt würde. (Als oft beobachtet, darf dieser Tatsache hinzugefügt werden, daß diese Letzten, mit denen der Lehrer während ihrer Schulzeit Not und Sorge hatte, gegen die er vielleicht oft seine Autorität aufbieten mußte, nun gewissermaßen als eine nachträgliche Rache oder weil sie den Sinn der Schulerziehung auch heute noch nicht begriffen haben, ihm wenig Gutes nachsagen.) Auch das Elternhaus sei an dieser Meinungsbildung vielfach nicht schuldlos. Während kein Vater und keine Mutter duldeten, daß der kleine Fritz über den Herrn Amtsgerichtsrat oder über den Herrn Postdirektor dumme Witze mache, sei es ganz damit einverstanden, ja sogar zum Mittun bereit, wenn der Lehrer glossiert werde.

Nun war ja auch eigentlich von den Selbstbiographen — zu ihnen sind auch gewisse „Prominente" zu zählen, die Zeitungsleuten „Interwiews" gewähren — die Rede, die vielfach ihrer Schule und ihrem Lehrer ein vernichtendes Zeugnis ausstellen, und die, gestützt auf die Leistungserfolge im Leben, von „trotz schlechter Schulleistungen" erreichten Lebenszielen und von „völlig falscher Behandlung" in der Schule sprechen. Ihnen zu antworten ist nicht ganz einfach; ein Rechtfertigungsversuch der Schule kann sehr leicht als Unterstreichung der Anklage und als schulmeisterliche Ueberheblichkeit und kleinliche Nörgelei am Talent oder am genialen Menschen ausgelegt werden. Dennoch darf gesagt werden, daß manches Urteil über die Schule weniger schroff ausgefallen wäre, wenn der Urteilende sich die Mühe gemacht hätte, sich in die Lage zu versetzen, in der sich die Schule ihm gegenüber befand. Kein Lehrer ist ein Hellseher, um wissen zu können, wohin das Lebensschifflein dieses oder jenes Jungen einmal steuern wird, kein Lehrer in jedem Falle imstande, Ungebärdigkeit und Unfleiß von Genialität zu unterscheiden. Beim künftigen Musiker und beim künftigen bildenden Künstler wird er frühe Spuren einer außergewöhnlichen Begabung gar bald entdecken und — fördern. Kann und darf er aber einem schlechten Rechner und einem Jungen, dem Erdkunde nun einmal durchaus keinen Spaß macht, kann er einem Liederjan, einem notorischen Träumer oder ewig Abgelenkten diese Mängel

nachsehen, weil sie Wesenszüge einer späteren genialen Persönlichkeit sein *könnten*! Auch die Schule der Vergangenheit wollte und mußte die Gesamtheit der Schüler und ein Gesamtziel im Auge haben. So wie die Schulen der Gegenwart typen- und mannschaftsbildend sein wollen, wollte und konnte auch sie sich nicht in viele Einzelbehandlungen zersplittern; (womit nicht gesagt zu sein braucht, daß sie die Persönlichkeit völlig außer acht lassen mußte.) Der Mann, der also heute seine Schule tadelt, weil sie ihm nicht Gelegenheit gab, sein Eigenleben zu führen, verkennt deren Grundsatz der Gemeinschaftserziehung. Und der, der seinem Lehrer vorwirft, er habe das Besondere in ihm nicht erkannt und ihn mit ihm uninteressanten Dingen geödet oder gequält, übersieht, daß er hiermit nur einer Pflicht nachkam. Der künftige Feldherr muß auch erst „Griffe kloppen", muß auch erst marschieren, kriechen und schanzen, auch wenn ihm das gar nicht „liegt", er muß lange und eisern nichts weiter als einer unter vielen sein, ehe er sich praktisch der höheren Taktik und Strategie zuwenden darf, zu der er sich geboren fühlt. Welch Bild gäbe es, wenn er vor der Oeffentlichkeit seinem damaligen Rekrutengefreiten, seinem späteren Kompanieführer oder den Lehroffizieren auf der Kriegsschule Vorwürfe machen würde, darüber, daß sie mit ihm in gewissen Dingen ihren steifen Aerger hatten und seiner Genialität nicht vom ersten Tage an Rechnung trugen?

Allzusehr gleichen sich häufig in ihren Erscheinungsformen Nichtwollen und Nichtkönnen, allzusehr Flatterhaftigkeit, Liederlichkeit, auch Faulheit mit der manchem von seiner Sendung innerlich erfüllten genialen Menschen eigenen Unbekümmertheit gegenüber bürgerlichen Lebensformen. Sie schon im Kinde auseinanderzuhalten, ist eine sehr schwere Kunst; und ein Gebot der Pflicht für jeden Erzieher ist es, den *Typ* anzustreben, und das heißt, ohne Ausnahme jeden Schüler zur Erfüllung der Aufgaben anzuspornen und aufzumuntern, die die Schule ihm als Ziel gestellt hat.

Kein Genie wird darüber verkümmern; es bricht sich Bahn und hat sich noch immer Bahn gebrochen. Uns will es jedoch dünken, daß ein lächelndes Nachsehen und Verstehen einer in der Schule erfahrenen, nicht ganz individuellgerechten Behandlung den wirklich großen Mann besser ansteht als ein öffentliches Schmähen derer, die es von sich aus gut und richtig meinten, und — die sich nicht oder gar nicht mehr verteidigen können.

Mag die Schule früherer Zeiten in ihrer Zielsetzung Irrwege gegangen sein — sie war wie alle Erscheinungen unseres Lebens ein Kind ihrer Zeit und ein Instrument der politischen, weltanschaulichen und wirtschaftlichen Machthaber im Staate —, eines darf sie für sich und ihre Lehrer in Anspruch nehmen: die *Treue*, mit der sie ihre Aufgabe zu erfüllen suchte. Die Treue, die aus der inneren Verpflichtung gegenüber dem Kinde geboren wurde, und die nur das eine Ziel kannte, dem Kinde zu geben, was in ihren Kräften stand. Und — vor allem! — es ihm auch dann zu geben, wenn irgendeine Reaktion ihr Wollen lähmen, wenn Widerstände den pädagogischen Fortschritt hemmen wollten, wenn aber das Gewissen den von seiner Sendung erfüllten Lehrer — und mag er auch noch die Bezeichnung Schulmeister getragen haben — den höheren Befehl erteilte. Sie haben die deutschen Schulen zu ihrer Höhe und Weltgeltung geführt, jene treuen Schulmeister, die allerorts unter den schwierigsten äußeren Verhältnissen, in wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Enge und Bedrängnis, verkannt und angefeindet, den Glauben an ihre hohe Aufgabe nie verloren und den Drang und die Sehnsucht nach dem Höchsten und Letzten von Generation zu Generation weitergaben. Und mögen uns ihre Methoden, gemessen an der heutigen Lehrweise, wunderlich erscheinen, mögen sie — auch hierin Kinder ihrer Zeit (bei den Soldaten waren ja diese „Erziehungsmittel" einst auch im Schwang!) — den Bakel mehr als gut geschwungen haben: die heutige Erzieherschaft steht auf ihren Schultern und verehrt in ihnen die Wegbereiter in die bessere pädagogische Zukunft. — —

An das alles mußte ich denken, als mir jüngst das Aufsatzheft meiner Mutter in die Hände kam, die, lebte sie noch und wären ihre ersten Kinder am Leben geblieben, schon Urgroßmutter sein könnte. Ich habe das Heft, in das die damals 12- und dann 13jährige ihre Aufsätze geschrieben hat, mit Rührung und unendlicher Hochachtung durchblättert. Mit der Rührung, deren sich der Sohn nicht erwehren kann, wenn ihm ein köstliches Andenken an die geliebte Mutter geschenkt wird, und mit der Hochachtung, die ein Lehrer vor den Leistungen eines Berufskameraden empfindet und empfinden muß, der 70 Jahre vor ihm den ihm anvertrauten Kindern sein Bestes gab. Mutters Aufsatzheft verrät es.

Es wäre müßig und töricht, an Hand des Heftes Leistungsvergleiche zwischen der Schule von einst und der von heute anstellen zu wollen. Aber, daß die Schule von einst staunenswertes erreichte und daß der Lehrer von einst, den noch aus alter Gewohnheit die Bevölkerung Schulmeister nannte und nichts Uebles damit zum Ausdruck bringen wollte, ein wirklicher Meister der Schule war, das ist unschwer aus dem Hefte zu erkennen.

Mutter hat eine Dorfschule besucht, eine dreiklassige zwar, aber immerhin eine „Dorfschule" mit überfüllten Klassen und vier Jahrgängen in dem Raum für die Oberstufe. Was es da bedeutet, wenn die Zwölfjährige auf unlinierten Seiten mit untergelegtem Linienbogen „wie gestochen" schreiben, das kann jeder Vater und jede Mutter ermessen, die sich vergeblich bemühen, ihren Klaus oder ihre Ursula anständig schreiben zu lehren. „Fleiß und Geduld führen zum Ziel" steht auf der Umschlagseite des Heftes zu lesen. Und wenn wir statt des Wortes „Geduld" die mit ihm gemeinte „Beharrlichkeit" setzen, dann haben wir den Schlüssel zu den Leistungen der Schülerin und — des Lehrers.

Die des letzteren erschöpften sich nicht in der Erzielung eines gefälligen und ansprechenden Aeußeren. Die Themenstellung verrät einen geradezu modernen Pädagogen, der seine Schüler „für das Leben" erziehen und ertüchtigen wollte. Nicht weniger als sieben „Briefe" kommen unter den 20 Aufsätzen vor, die das Heft enthält, Briefe familiären und geschäftlichen Inhalts, im Stil so geschraubt, wie es die damalige Zeit liebte, und Briefe, wie sie der Bürger wohl dann und wann an eine Behörde schreiben muß. Gewiß, es kommen auch Themen vor, die heute kein Lehrer seinen Kindern mehr stellen würde oder doch von seinen Kindern so bearbeitet wissen möchte, wie es von der damaligen Schülergeneration verlangt wurde. „Das Auge", „Das Schneeglöckchen (galanthus nivalis)" „Der Hals", „Island", „Der Kaffeebaum" und „Leonidas bei Thermopylä" (!) u. ä. lauten diese Themen. Daneben aber finden sich in dem Heft Naturschilderungen, die völliges Eigenerleben verraten. Ja sogar den Versuch, ein Blumenmärchen zu schreiben, hat die Mutter als Zwölfjährige machen müssen und nach der Meinung ihres Lehrers, der „Recht gut" unter die Arbeit schrieb, und ihres Sohnes, der sie heute nach 70 Jahren kritisch las, nicht unübel durchgeführt.

Mutter ist wohl eine gute, aber — wie sie mir oft erzählte — längst nicht die beste Schülerin in ihrer Klasse gewesen. Und so kommt ihren Arbeiten die Bedeutung eines Durchschnittswertes zu. Daß ihr, die zu Hause keine Hilfe bei den Schularbeiten hatte, dann und wann einmal recht derbe Rechtschreibefehler unterliefen, Fehler, wie sie auch heute noch zu den „typischen" gehören — das mit „s" anstatt mit „ß", Blüte mit einem „h" hinter dem „ü", ein Tätigkeitswort mit großen Anfangsbuchstaben — das macht die Arbeiten um so liebenswerter und prägt ihnen den Stempel einer (trotz des uns nicht mehr geläufigen Stils) selbständigen Kinderarbeit auf.

Und als solche legen sie Zeugnis ab von unendlichem Lehrerfleiß und von einer begnadeten Lehrerpersönlichkeit, die ihre Schüler zu solchen Leistungen befähigte.

Vielleicht war Mutters Lehre besonders tüchtig. Viel nachgestanden können ihm aber die beiden nicht haben, die in den ersten vier Schuljahren den Unterricht erteilten; denn sie hatten doch das Fundament zu legen!

Es soll ja zugegeben werden, daß sich zu allen Zeiten unter den Lehrern auch „Versager" befunden haben. (In welchem Berufsstande gäbe es die nicht oder weniger als unter den Lehrern?) Was aber nicht zugegeben werden darf, ist, daß diese Außenseiter gedankenlos oder mit Absicht von Bildnern der öffentlichen Meinung zum Typ des deutschen Lehrers und zum Träger der deutschen Schule von einst gemacht werden.

Ich stelle mutig den schnurrigen Käuzen, wie sie uns in manchen Romanen, Bühnenstücken und Filmen als einstige Vertreter des Erzieherstandes aufgetischt werden, den Lehrer meiner Mutter entgegen, obwohl ich ihn nur aus deren Aufsatzheft kenne und behaupte: *So waren die meisten!*

Lügen ...?

In der Klasse herrscht große Aufregung. Die erste Stunde war verlaufen wie immer. Nun aber, während der kurzen Pause, ist es, als habe man einen Wespenschwarm aufgestört. Das zischt und flüstert, raunt und munkelt, fragt und ruft, so daß keiner verstehen kann, was der andere gefragt hat. Als der Lehrer dann die Klasse betritt, kommt ihm Margot weinend entgegengelaufen:

„Mir hat jemand meinen Federkasten weggenommen!“

Und zur Bestätigung wollen alle Kinder der Klasse ihre Meinung dazugeben. Aber mit einer kurzen Bewegung dämpft der Lehrer die Unruhe. Dann fragt er:

„Weißt du das auch bestimmt, Margot?“

Fast vorwurfsvoll blicken ihre großen blauen Augen den Lehrer an, dann sagt sie mit überzeugender Stimme:

„Ja! Ich habe ihn doch vor der ersten Stunde aus dem Ranzen genommen und auf die Bank gelegt!“

Der Lehrer fragt die Nachbarn. Drei, vier haben es genau gesehen. Und die manchmal etwas vorlaute Marianne fügt bekräftigend hinzu:

„Die ganze Stunde hat er dort gestanden. Ich habe ihn genau gesehen. Und seit der Pause ist er weg!“

Dumme Geschichte, denkt der Lehrer. Wäre demnach also ein Dieb in der Klasse. Wer aber mag der Missetäter sein? Mit Eifer raten alle nach dem Täter. Sie sind gar nicht bedenklich mit ihren Verdächtigungen. Und alle scheinen sie sehr ernst, sehr ernst bei der Sache zu sein. Nur der Lehrer nicht. Er hat so seine eigenen Erfahrungen. Und er denkt: ist nur gut, daß die Kinder solche Verdächtigungen nicht so ernst nehmen wie wir Erwachsenen. Das würde einen Rattenschwanz von Beleidigungsprozessen und ewige Feindschaft geben. Als das Raten und Vermuten dann fruchtlos bleibt, legte er der Weinenden begütigend die Hand auf den Kopf und sagt:

„Du wirst den Kasten sicherlich zu Hause liegen gelassen haben, Margot. Sieh nachher nur genau nach.“

Die Kinder lachen und schütteln die Köpfe.

„Wo wir ihn doch hier haben liegen sehen?!“

— — —

Am nächsten Tage ist der Federkasten wieder da. Margot hatte ihn zu Hause auf dem Tisch liegen lassen.

*

Die Schule macht einen Ausflug. Im Garten eines Dorfgasthofes wird Frühstückszeit gemacht. Neben dem Garten liegt der Hof des Gastwirts, zu dem eine lose angelehnte Tür führt. Die Kinder laufen und springen umher und freuen sich nach Herzenslust. Und selbstverständlich müssen „Entdeckungen“ gemacht werden. Plötzlich kommen ein paar Jungen zum Lehrer gestürzt:

„Die Lisbeth ist in die Jauchegrube gefallen!“

Der Lehrer wird bleich, er eilt mit schnellen Schritten in die Ecke des Hofes, wo wirklich — welch eine Fahrlässigkeit! — die Grube offen steht. Ein Schwarm von Kindern ringsum.

„Wer hat es gesehen?“

Zehn, Zwanzig, Dreißig melden sich.

„Hier hat sie gestanden! Dann war sie mit einem Male weg! Hier ist sie hineingestürzt! Laut geschrien hat sie!“

Rasch greift der Lehrer nach einer Stange. Banges Suchen — nichts ist zu finden. Der lähmende Druck, der über allen liegt, wird stärker. Einige Mädchen weinen.

Da kommt Lisbeth quietschlebendig durch die Gartenpforte. Sie ist schnell einmal zum Kaufmann hinübergesprungen und hat sich eine Süßigkeit gekauft. Sie lacht. Nein, an der Jauchegrube ist sie nicht gewesen. Die stinkt ja so!

*

Ein Lehrer fragte einmal seine Schulkinder nach der Haarfarbe eines ihnen allen bekannten Lehrers an der gleichen Schule. Als Antwort erhielt er: zehnmal braun, zweimal hellblond, zweimal schwarz, dreimal grau, einmal rot und nur einmal richtig: keine Haare! — Noch schwieriger wurde die Beantwortung einer anderen Frage: Wieviel Lindenbäume stehen auf unserem Schulhofe? Wohlgemerkt, diese Frage wurde den Kindern der 8. Klasse vorgelegt. Mehr als sieben Jahre lang hatten die Kinder in jeder Pause Gelegenheit gehabt, die Bäume zu zählen. Das Ergebnis war, daß kein einziges Kind mit Sicherheit sagen konnte, wieviel Lindenbäume auf dem Hofe standen. Dabei war nicht ein einziger Lindenbaum vorhanden! Wohl vier Platanen und eine Roßkastanie! Nur ein einziges Kind wußte wenigstens die Zahl, nämlich fünf Bäume. Fast alle behaupteten, daß zumindest drei Lindenbäume auf dem Hofe ständen, und einige wüßten das damit zu beweisen, daß sie in der Pause während der Blütezeit den „süßen Honiggeruch“ festgestellt hätten!

*

Die Kinder in den vier tatsächlichen Begebenheiten haben die Unwahrheit gesagt, daran ist nicht zu zweifeln. Aber haben sie gelogen? Nein, gewiß nicht. Alle hatten sie das Bewußtsein, die Wahrheit gesagt zu haben. So überraschend scharf Kinder auch manchmal beobachten können, so gering entwickelt jedoch ist die kindliche Erinnerungstreue, so unkritisch ist die kindliche Phantasie, so leicht verfallen Kinder den Einflüssen ihrer Umgebung. Darum nimmt jeder, der Kinder kennt, deren Aussagen nur mit besonderer Vorsicht auf. Leider tut das Elternhaus das nicht immer. Und so kommt es, daß manche Eltern sich im festen Vertrauen auf die — sicherlich selten böse gemeinten, aber fast immer ungenauen Aussagen ihrer Kinder hin oft ein falsches Bild von der Schule, den Lehrern und den Mitschülern machen.

Besondere Vorsicht ist darum beim Ausfragen der Kinder geboten. Vor allem sollte man sich vor sogenannten Suggestivfragen hüten, solche Fragen also, bei denen das Kind heraushören kann, welche Antwort der Fragende zu hören wünscht. Etwa so: Nicht wahr, als die Tante das letztemal bei uns zu Besuch war, da hatte sie doch einen schwarzen Hut auf? Oder: Der Kurt hat doch den Heinz zuerst geschlagen? — Fast immer werden Kinder, zumal jüngere, der Beeinflussung, die in einer solchen Fragestellung liegt, unterliegen und sich zumindest in ihrer Antwort beirren lassen. Man mache einmal mit den eigenen Kindern den Versuch, das Ergebnis wird jeden Erzieher mehr als nachdenklich machen. Wobei zu bedenken ist, daß auch wir Erwachsenen hier noch weit von dem so oft gepriesenen Erwachsensein entfernt sind. So hat einmal ein Professor mit seinen Studenten und Studentinnen folgenden Versuch gemacht: Während einer Vorlesung öffnet sich plötzlich die Tür und herein tritt ein Mann und eine Frau, die einen leeren Wäschekorb tragen. Der Professor ist scheinbar ungehalten, daß die beiden seine Vorlesung stören. Darauf gibt ihm der Mann eine etwas ungebührliche Antwort, worauf der Professor ihn zurechtsetzte. Die Frau machte zwar einige Armbewegungen, sprach jedoch kein Wort. Nach kurzem Wortwechsel vermochte der Professor die beiden mit ihrem Korb hinauszudrängen. Er war sichtlich erregt. Dann aber stellte er den Studenten folgende Fragen:

„Wieviel Personen betraten eben den Hörsaal?“

„Was für einen Behälter trugen die beiden?“

„Was war in dem Behälter vorhanden?“

„Wer von den eintretenden Personen sprach am lautesten?“

„Wie lange waren die Personen im Saal?“

„Welchem Stande konnten die Personen angehört haben?“

Die Antworten darauf waren erstaunlich. Mehr als die Hälfte aller Zuhörer behaupteten, daß drei Personen dagewesen seien, und zwar zwei Männer und eine Frau. Ueber den Korb, den die beiden trugen, herrschte ebenfalls Unstimmigkeit. Ein großer Teil behauptete, daß es ein Koffer gewesen sei. In dem leeren Wäschekorb hatten viele Wäsche, andere wiederum Instrumente gesehen. Und überwiegend groß war die Anzahl der „Zeugen“, die die Frau am lautesten hatten sprechen hören. Auch über die Zeit herrschte ein völliges Durcheinander. Einige schätzten sehr richtig: eine halbe Minute, andere kamen auf fünf und andere sogar auf zehn Minuten! Nur ein geringer Teil der Studenten konnte jede Frage richtig beantworten. — Aber gelogen hatte keiner!



Aufnahme: Schmachtenberger-Schröder

Frau Schwarz und Frau Weiß



Die deutschen Hausfrauen, die für Millionen Haushaltungen des Reiches verantwortlich sind, nun, die sind natürlich von verschiedener Art. Nicht nur, daß die Einen in Großstädten, die Andern in Kleinstädten, die Dritten in Dörfern und manche sogar in einsamen Gehöften leben; nicht nur, daß Frau A. eine Mehrzimmerwohnung regiert und Frau B. mit den Ihrigen in einer bescheidenen Wohnküche lebt, daß Frau C. eine herrschaftliche Villa ihr eigen nennt und Frau D. nur ein puppiges Einfamilienhäuschen, daß Frau E. eine Bäuerin ist und Frau F. eine Gutsfrau; alle die Unterschiede sind schließlich nur äußerlich von Bedeutung. Viel wichtiger aber sind die innerlichen Unterschiede der Hausfrauen selbst: da gibt es ältere und jüngere, kluge und weniger kluge, fleißige und bequeme, flinke und langweilige, eifrige und gleichgültige — wie sie sich aufgrund ihres Temperaments eben zum Vorteil oder zum Nachteil entwickelt haben.

Wer nun ganz ohne Illusionen und beinahe sogar ohne Ideale ist, wird meinen, daß die Natur diesen Unterschied so eingerichtet habe, und daß dies nun einmal so hingenommen werden müsse. Wer aber in seiner Frau eine schlechte Köchin erwischt hat, wird vielleicht resignieren oder mit dem Schicksal hadern. Der Volkswirt und Ernährungspolitiker hingegen, der die Sache im Großen überschlägt, muß sie doch etwas grundsätzlicher sehen. Er muß feststellen, daß all diese Hausfrauen — die geschickten wie die ungeschickten, die gescheiten wie die einfältigen, die interessierten wie die gedankenlosen — den Löwenanteil aller unserer Lebensmittel an den Mann und an die Kinder bringen, das heißt, daß ihnen die Hauptmenge von all dem zu treuen Händen und in der Hoffnung auf eine menschenwürdige Zubereitung überantwortet worden ist, was die deutsche Landwirtschaft, das deutsche Lebensmittelgewerbe, die einschlägige Industrie und der Handel miteinander im Schweiß ihres Angesichts herangearbeitet und herangeschafft haben. Die tüchtigen Hausfrauen werden diese Schätze kunstgerecht und sparsam verbrauchen, die untüchtigen werden sie in Grund und Boden verwirtschaften, verderben und verschleudern. Auch wenn der Volkswirt ein geborener Optimist mit einer rosenroten Brille ist, der nur eine schlechte Hausfrau auf neunundneunzig gute rechnet, so bleibt der durch die schlechten Hausfrauen angerichtete Schaden doch riesengroß. Täuschen wir uns da nicht! Aber es ist ja leider noch viel, viel schlimmer, denn es gibt eben nicht nur ganz gute und ganz schlechte Hausfrauen, sondern zwischen ihnen eine vielsprossige Stufenleiter der hauswirtschaftlichen Tugenden und Sünden, samt ihren volkswirtschaftlichen und volksgesundheitlichen Auswirkungen.

Der Erzieher schließlich, der ja erst recht ein Optimist von Anlage und Uebung sein muß — wie könnte er sich sonst unterfangen, ein Erzieher zu sein? —, wird, sehr gegen seinen Wunsch und Willen, sogar noch einen weiteren Schaden der schlechten, dreiviertelschlechten oder nur einviertelguten Hausfrau entdecken: daß sich gerade die schlechte Hausfrau in ihren Kindern, Enkeln und Urenkeln unsterblich macht! Die gute Hausfrau „vererbt" ihre Kunst leider nicht so selbstverständlich, denn oft haben gerade die tüchtigsten und fleißigsten Mütter die nachlässigsten, ungeschicktesten Töchter. Daran müssen aber nicht immer die Töchter die Schuld tragen, denn meist sind ihre Mütter so töricht, ihnen nichts zuzutrauen, weil sie glauben, alles selbst machen zu müssen.

Wie nun für die „Reichs-Elternwarte" jede Erziehung des Kindes zuallererst bei den Eltern, vornehmlich bei der Mutter, beginnt, muß auch die Hausfrau, die ihre Töchter zu ordentlichen Hausfrauen heranbilden will, zunächst bei sich selber anfangen. Sie hat ja die Aufgabe, das, „was es gibt", im Einklang mit unseren heutigen Einsichten in das Wesen der menschlichen Ernährung und so zuzubereiten, daß es schmeckt, satt macht und gut bekommt. Geldausgabe, Zeit- und Arbeitsaufwand und ein eßbares Ergebnis müssen in einem richtigen Verhältnis zueinander stehen. Das Kochergebnis wird aber nicht allein landschaftlich verschieden sein, es wird auch in jeder Familie, in jedem Haushalt etwas anderes sein und läßt sich zum Glück nicht reichseinheitlich vorschreiben, denn der Geschmack, die Auswahl des jeweils Erreichbaren werden überall verschieden ausfallen. Und die geschmackliche Ueberlieferung soll auch nicht zerstört, sie soll im Gegenteil gepflegt werden. Nur sollte man nicht schlechte Gewohnheiten, Unwissen, Veraltetes und sinnlos Gewordenes für gute Ueberlieferung halten und neue Erkenntnisse, neue Möglichkeiten nur deswegen ablehnen, weil es sie früher auch nicht gegeben hat! Daß es die Großmutter schon so machte, ist kein Grund, nun stur bei einem Fehler zu bleiben. Die Enkelin zieht ja auch andere Kleider an, sie benutzt heute den Staubsauger und will von dem Staubwedel der Großmutter ebenso wenig wissen, wie sie das ererbte Paneelbrett mit den mit Pfauenfedern gefüllten Vasen nicht in ihre moderne Wohnung nehmen will. Warum sollte sie eben in der Küche stur und unbelehrbar bleiben? Womit wir nun durchaus nicht sagen wollen, daß alles, was die Großmutter schätzte, abgelehnt werden soll. Viele Erfahrungen von früher hat die moderne Ernährungswissenschaft inzwischen bestätigt und neu begründet; auch die Vitamine sind schließlich nichts Neues. Wir kennen sie nur jetzt erst und wissen um ihre Wichtigkeit und ihre Eigenschaften, können also Schäden verhüten, die früher unabwendbar schienen. Also müssen auch die alten, guten Rezepte in ihrer oft rührenden Umständlichkeit den neuen, besseren Einsichten angepaßt werden. Und viel Neues ist heutzutage erreichbar und möglich, woran Großmutter und noch Mutter nicht einmal denken konnten!

Wir wollen in den nächsten Heften zwei Hausfrauen zu Worte kommen lassen mit ihren Küchengewohnheiten, ihrem Wissen und Unwissen, mit ihren richtigen und ihren falschen Meinungen. Wir wollen sie, um sie recht zu unterscheiden, Frau Schwarz und Frau Weiß nennen; Frau Schwarz, weil sie die Schattenseite, Frau Weiß, weil sie die Lichtseite der Sache darstellen soll. Frau Schwarz soll uns zeigen, wie man die zurzeit vorhandenen Lebensmittel am sichersten verdirbt, wie sie sich um den Nährwert der einzelnen Waren, ihre gesundheitsförderlichen Eigenschaften und um ihren guten Geschmack bringt — kurz gesagt: wie sie kocht, um nichts davon zu haben. Es wird uns darum nicht wundern, wenn Frau Schwarz immer klagt und zetert, daß sie nie auskommt, daß das Essen nicht schmeckt, daß sie immer Hunger hat; ihr Mann und ihre Kinder übrigens auch. Frau Weiß dagegen wird uns zeigen, daß sich mit den gleichen Sorten und Mengen der uns jetzt zur Verfügung stehenden Lebensmittel ein durchaus anständiges, das heißt: sättigendes und schmackhaftes Essen herstellen läßt, wenn . . . ja wenn man ein wenig nachdenkt.

Wenngleich wir aus unserem Hang zum Optimismus auch glauben, daß sich unter den Leserinnen unserer „Reichs-Elternwarte" überwiegend viele Frau Weiß befinden, so wollen wir

auch von Frau Schwarz etwas sehr Wichtiges lernen: wie man es nicht machen soll.

Frau Schwarz kommt mit einer großen Einkaufstasche voll jungem Spinat und einem Päckchen Hackfleisch nach Hause; die Kartoffeln hat sie, wie es eine gute Hausfrau nach ihrer Meinung muß, am Abend vorher geschält, in Stücke geschnitten und in eine Schüssel mit Wasser gelegt, die auf dem Küchentisch am Fenster steht. Das Erste, was Frau Schwarz tut, ist: eine große Bütte mit Wasser füllen, den Spinat hineinschütten und gründlich einweichen. — Wäsche, die gewaschen werden soll, muß ja auch eine Nacht weichen! — Dann kommt erst einmal das Hackfleisch an die Reihe, denn es soll „Deutsches Beefsteak" geben — Bouletten, Karbonateln, Frikadellen, Fleischklöße oder wie man sie anderwärts sonst nennt.

Frau Schwarz seufzt, denn „dieses bißchen Fleisch langt ja doch nicht her noch hin" für ihren Mann, den Sohn und sie. Also kostet sie roh davon und, weil sie nicht widerstehen kann, noch einmal und noch einmal. Dann tut sie das Fleisch auf ein Holzbrett, das sie von der Wand nimmt, schüttet aus einer Tüte geriebene Semmel dazu und schlägt zwei frische Eier an die Masse — ganz wie sie das von ihrer Mutter gelernt hat. Sie macht einen Teig aus diesen Bestandteilen, salzt das Ganze kräftig und seufzt wieder, denn sie hat nur noch einen letzten Rest Pfeffer. Mit schnellem Entschluß opfert sie ihn, mischt alles gut durcheinander und kostet wieder. Sie ist nicht zufrieden, es schmeckt wieder „nach nichts". So formt sie brummend über „diese Zeiten" die Bällchen und läßt sie auf dem Holzbrett liegen, denn nun muß sie sich erst einmal um den Spinat kümmern. Sie drückt die Blätter kräftig aus, gießt das schmutzige Wasser weg, läßt neues einlaufen und beginnt wieder mit der großen Wäsche. Dann drückt sie die Blätter nochmals gründlich aus, tut sie in einen halb mit Wasser gefüllten Aluminiumtopf, kippt den Deckel darüber und stellt ihn auf den Herd. Und nun werden auch die Kartoffeln aufgesetzt; selbstverständlich wird das Wasser, in dem sie die Nacht über gestanden haben, weggegossen.

Der Spinat kocht wunderbar! Frau Schwarz stellt die Flamme klein und läßt ihn weiterkochen, bis er richtig weich ist. Darauf gießt sie das grüne Kochwasser, das ja so strenge schmeckt, weg und läßt die Blätter auf einem Sieb gut abtropfen, damit der Spinat nachher bei Tisch nicht so wässerig ist. Nun kommt die Mehlschwitze; nicht zu wenig, denn sonst sättigt das Grünzeug ja nicht — ihr Mann ist ohnehin kein großer Freund davon! Inzwischen sind die Kartoffeln auch schon gar geworden. Wo soll Frau Schwarz nur all die Hände hernehmen, um alles gleichzeitig schaffen zu können?! Sie stellt die Gasflamme eben klein, so klein, als es nur geht, damit die Kartoffeln schön warm bleiben. Erst muß der Spinat noch durch den Wolf gedreht werden, dann wird die Mehlschwitze darangetan, der Brei gut gesalzen, damit er „Geschmack" bekommt, und dann in den warmen Bratofen gestellt. — Inzwischen stellt Frau Schwarz trübsinnige Betrachtungen an. Wie war das früher doch alles viel besser! Da hatte sie ihn mit einem Stück Butter tüchtig einfetten und mit harten Eiern garnieren können. Aber mit Fett muß man sehr sparen. Das Stück Butter kommt nun zum Schweinefett in die Pfanne, um die „Deutschen Beefsteaks" zu braten. Frau Schwarz paßt auf, daß das Fett nicht zu braun wird, dann legt sie die Bällchen hinein. Wenn sie nur nicht so am Holzbrett kleben wollten! In der Eile hat sie ganz vergessen, Mehl auf die Brettchen zu streuen, wie sie das beim Kuchenbacken immer tut. Mißvergnügt schaut sie in die Pfanne, die Bällchen wollen gar nicht recht bräunen. Ob das daran liegt, weil sie keine Zwiebeln dran getan hat? Sie hat doch keine; die letzte ging doch gestern drauf, damit die Soße wenigstens nach etwas schmeckte! — —

Lachen wir bitte nicht über Frau Schwarz. Sie wird mit ihren Fehlern sicherlich nicht allein dastehen. Schauen wir ein wenig um uns und — in uns. Es kann sein, daß wir dabei ein blaues Wunder erleben.

Frau Weiß hat ebenfalls eine große Tasche mit Spinat und zufällig ebenfalls Hackfleisch eingekauft, auch sie will „Deutsches Beefsteak" davon machen. Außerdem aber bringt sie sich ein Büschel grüner Kräuter mit, die sie auf dem Markt entdeckt hat. Zu Hause angekommen, besieht sie sich alles schnell noch einmal und überlegt ein bißchen: denn drei hungrige Mägen müssen davon satt gemacht werden, der Mann, Hannelore, die gleich aus der Schule kommen wird, und sie selber, die auch nicht über einen schlechten Appetit klagen kann.

Auch Frau Weiß fängt mit dem Spinatwaschen an, aber sie überläßt die jungen grünen Blätter keine Minute sich selber. Sie kauft Spinat nur, wenn er gut aussieht, denn dann hat sie weniger Verluste. Nun wirft sie die Blätter, gleichzeitig sichtend und welke Blätter und faule Teile ausscheidend, in eine Bütte mit klarem Wasser, bewegt sie darin mit den Händen, jedoch ohne sie zu drücken, wechselt das Wasser und wäscht weiter, möglichst schnell und mit möglichst großer Schonung. Frau Weiß weiß nämlich, daß der Wert des Spinats in den Nährsalzen und Vitaminen liegt, die vorsichtig behandelt werden müssen. Nach dem Waschen bringt sie die Blätter tropfnaß, aber ohne sonstigen Zusatz von Wasser in einen Deckeltopf, den sie gut vollpackt; dann setzt sie den Deckel auf und stellt den so verschlossenen Topf unter die Dampfhaube, wo das Gemüse im Wasserdampf weichdünstet, ohne anbrennen zu können oder Werte zu verlieren. Frau Weiß war nämlich schon vor dem Kriege mit seinen notwendig gewordenen Einschränkungen eine fortschrittliche Frau, und darum besitzt sie eine Dampfhaube, die ihr früher Wirtschaftsgeld sparen half.

Im gleichen Dämpfer, unter dem Spinattopf, stellt sie einen ebenso geschlossenen Topf mit Kartoffeln in der Schale auf, die sie, um sie schneller weich zu bekommen, vorher mit sehr wenig Wasser — bei geschlossenem Deckel! — über der Gasflamme angekocht hat. Wenn man flink ist, kommt das Wasser im Kartoffeltopf während des Uebertragens unter die Dampfhaube nicht aus dem Sieden. Da Frau Weiß Spinat und Kartoffeln über der gleichen Flamme gardämpft, braucht sie natürlich auch weniger Gas.

Uebrigens: es gibt ja auch Frau Weiß in den verschiedensten Ausgaben; und nicht alle davon haben z. B. eine Dämpfhaube. Wer keine hat, hat aber vielleicht eines der Drahtsiebe oder Drahtkörbchen, die sich je nach Größe des Kochtopfs größer ausziehen oder kleiner zusammenschieben lassen. Dann kommt der tropfnasse Spinat nach dem Waschen in diesen Korb, ein gut schließender Deckeltopf wird so weit über dem Boden mit Wasser gefüllt, daß das auf Drahtbeinen stehende Körbchen sich eben oberhalb der Wasserfläche befindet, der Deckel wird aufgesetzt und mit dem Kochen begonnen. Sobald das Wasser kocht, muß die Flamme klein gestellt werden, damit möglichst wenig Wasser verdampft. Das Dämpfwasser kann nachher mit zum Kochen oder anderentags zur Suppe verwendet werden, weil es zwar nur wenige, aber doch einige Mineralsalze enthält!

Nun kommt der Fleischteig an die Reihe. Frau Weiß lacht ein bißchen, denn ihr Mann hat erst neulich wieder gesagt, wie gut ihr „Deutsches Beefsteak" schmeckt, so gut wie nirgendswo. Auch sie nimmt ein Holzbrett — ein Emaille- oder Glasbrett wäre ihr lieber, aber sie hat keins. So hält sie das Holzbrett wenigstens unter die Wasserleitung, damit der Fleischsaft nicht in das trockne Holz einziehen kann, und außerdem löst sich der Teig leichter davon. Anstelle von geriebener Semmeln nimmt Frau Weiß Haferflocken, die sie in einem Rest Magermilch hat quellen lassen; sie tut eine Hand voll Hefeflocken dazu, um den Nährwert und den Geschmack zu bessern. Den Teig aber bindet sie nicht mit zwei Eiern, o, die kann sie besser gebrauchen, sondern mit Milei. Etwas Salz nimmt sie, aber nur wenig, und statt des Pfeffers nimmt sie als Würze gehackte Kräuter dazu: Thymian, etwas Bohnenkraut, ein wenig Basilikum und Petersilie — alles aus eigener Zucht, bitte! Die Blumentöpfe stehen in der sonnigen Veranda. Richtig, auch etwas Zwiebel gehört dazu. Frau Weiß hat noch eine halbe. Dank ihrer gläsernen Rohkostreibe kann sie die Würzkraft viel besser ausnutzen, so daß sie nur immer ein wenig davon verbraucht.

Nun wird das Fett in der Pfanne tüchtig heiß gemacht und die Bällchen darin schön kroß gebraten. Frau Weiß nimmt ruhig Margarine oder, wenn sie's gerade hat, Schweinefett und tut den Stich Butter lieber beim Anrichten an den Spinat. Sie kennt zwar Frau Schwarz nicht; es ist ein reiner Zufall, daß sie heute im großen und ganzen dieselben Zutaten verwendet hat . . . nur gemacht hat sie allerdings etwas ganz anderes. Sie kochte eben so, damit sie was davon hat.

Wir helfen bei der Schularbeit

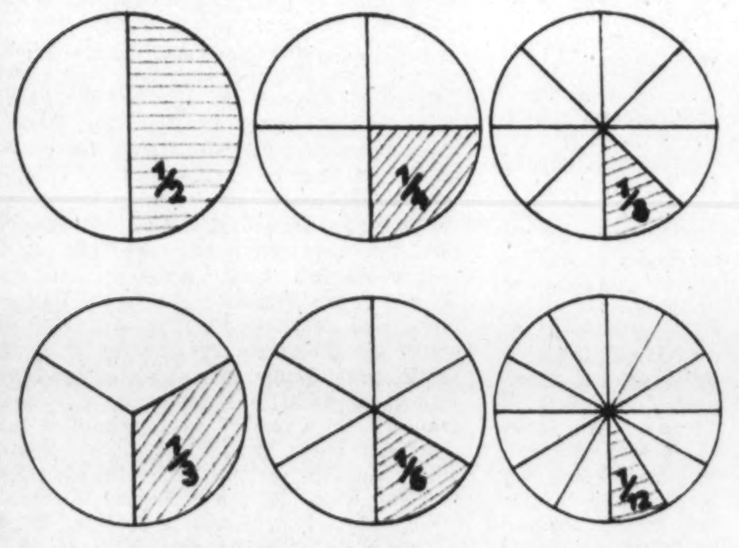
Was wir in diesem Jahr gelernt haben (Zweiter Teil) / Von Lehrer Willy Kranz

Liebe Jungen und Mädel, in der vorigen Rechenstunde machten wir einen Streifzug durch den Grundschulrechenstoff nach folgender Einteilung (Inhaltsverzeichnis unseres Rechenbuches):

Die große Zahlenreihe: 1. Der Aufbau. 2. Zuzählen und Abziehen. 3. Vervielfachen, Messen und Teilen. 4. Unsere Münzen, Maße und Gewichte. 5. Die dezimale Schreibweise. — Wir wollen uns heute mit den letzten drei Abschnitten beschäftigen, die im Rechenunterricht der Grundschule bzw. im 4. Grundschuljahr noch von Bedeutung sind: 6. Die Anfänge der Bruchrechnung. 7. Einfache Schlußrechnung (Dreisatz). 8. Die römischen Ziffern. —

Das praktische Leben lehrt uns, daß das Rechnen mit Bruchzahlen sehr wichtig ist.

Halbe, Viertel, Achtel als Teile vom Kilogramm oder Pfund oder Liter rechnen Kaufmann und Hausfrau täglich. Wenn der Vater am Feierabend das wohlverdiente Glas Bier trinkt, so steht auf dem Glasrand (Eichstrich!) als Inhaltsangabe: $^{5}/_{20}$. Der Bruch ist ein Teil vom Ganzen. Zerlege ich ein Ganzes (z. B. Obst, eine Tafel Schokolade, eine Torte oder Sonstiges) in zwei gleiche Teile, so heißt ein Teil ein Halbes oder die Hälfte. Wir schreiben: $1 = {^2/_2}$. Der Bruch $^3/_4$ sagt mir, daß ich das Ganze in vier gleiche Teile geteilt habe und drei davon nahm. Oder: Ich teile drei Ganze (Äpfel z. B.) in je vier gleiche Teile und nehme mir von jedem Apfel ein Viertel, macht zusammen auch $^3/_4$. Besehe ich mir den Bruch genauer, so ist er eigentlich eine Teilungsaufgabe, die nicht wie gewöhnlich 3 : 4 geschrieben wurde. Lese ich den Strich — den Bruchstrich! — als „Geteilt durch“, so habe ich eine Teilungsaufgabe $\frac{3}{\because 4}$, die als $^3/_4$ gleichzeitig die Ausrechnung, das Ergebnis nur zum Ablesen mitbringt. Eine feine Sache! 1 Stück ist der 12. Teil vom Dutzend, also — $^1/_{12}$ Dtzd.!; $^1/_{15}$ Mdl. = 1 Stck., 1 mm = $^1/_{10}$ cm (warum?); 1 Rpf = $^1/_{100}$ RM; denn 1 RM hat 100 Rpf, 1 Rpf ist der 100. Teil einer RM, geschrieben: 1 RM geteilt durch 100, das heißt 1 : 100 oder $\frac{1}{\because 100}$ oder $^1/_{100}$; bisher schrieben wir 1 : 100 = 0; jetzt als „Bruchrechner“ schreiben und verstehen wir 1 : 100 = $^1/_{100}$ (ein Hundertstel!). Die Zehntel und Hundertstel können wir uns sehr schön am Zollstock veranschaulichen. 10 Zentimeter (1 Dezimeter = 1 dm = ein Zehntelmeter) sind ein Zehntel vom Meter, das doch bekanntlich 100 cm hat. 1 m = $^{10}/_{10}$ m = 10 dm; prüft nach am Zollstock oder Bandmaß aus Muttis Nähmaschine. Die andern Brüche veranschaulichen wir uns am Rundling:



(Tortenstücke, Eierkuchen, Apfelsinenteile!)

Durch Vergleiche finden wir: $1 = {^2/_2} = {^4/_4} = {^8/_8} = {^3/_3} = {^6/_6} = {^{12}/_{12}}$; und wenn wir ein „Ganzes“ von gleicher obiger Größe in 5, 7, 9, 10, 11 usw. gleichgroße Teile teilen, dann können wir weiterschließen: 1 ist auch $= {^5/_5} = {^7/_7} = {^9/_9} = {^{10}/_{10}} = {^{11}/_{11}}$ usw.; aber $^1/_2$, $^1/_3$, $^1/_4$, $^1/_5$, $^1/_6$, $^1/_7$ usw. sind als Teil vom Ganzen nicht gleich. Siehe! Wenn ihr bisher gewöhnt ward, gefragt zu werden: 300 Stck. ? Schck., so klingt euch nun die komische Frage: 1 Stück wieviel Schock? ganz selbstverständlich, nachdem ihr in das Wesen des Bruches etwas hineingeschaut habt. 1 Stck. ist der sechzigste Teil („tel“ heißt Teil!) = $^1/_{60}$ (ein Sechzigstel) Schock. Und wieviel Jahre sind 2 Tage? Nicht 0 Jahre (null), sondern wir überlegen: 1 Tg. ist der 365. Teil vom ganzen Jahr, 2 Tg. sind dann zweimal der 365. Teil („tel“!) vom Jahr, also $^2/_{365}$ (ein Tag = $^1/_{365}$ Jahr). Nun, das geht wohl in eurem Alter zu sehr „in die Brüche“ — ich wollte euch nur einmal hineinschauen lassen in das Bruchrechnen, das eurer im kommenden Schuljahr harrt! Es ist alles nicht so schwer, wie es aussieht, es wird nicht mehr lange dauern, dann ist euch der Begriff: ein dreihundertfünfundsechzigstel Jahr ($^1/_{365}$)! klar. Jetzt am Ende der Grundschule müssen wir aber die einfachsten Brüche, die ich am Zollstock und Rundling veranschaulichte, verstanden haben. Fünf Halbe = $^5/_2$ schreiben wir nach Verwandlung in Ganze so: $2\frac{1}{2}$, das heißt zwei Ganze und einhalb. Diese Bruchzahl führt den Namen gemischte Zahl! Berechne: $^1/_4$ RM (= 25 Rpf), $^3/_4$ hl (= 75 l), $^1/_3$ Dtzd. (= 4 Stck.), $^2/_3$ Schck. (= 40 Stck.), $^1/_{10}$ m (= 10 cm). Ergänze zu einem Ganzen (zu 1): $^1/_8$ (= $^7/_8$), $^3/_5$ (= $^2/_5$). Mache zu Hundertsteln: 4, 6, 8 Ganze (1 = $^{100}/_{100}$, 4 = $^{400}/_{100}$ usw.). Eine „eingekleidete“ Aufgabe: 1 Dtzd. Teller kostet 24 RM. Anneliese zerbrach $^3/_4$ Dtzd. Wie groß ist der Schaden? (18 RM!). Schlagt euer Rechenbuch in diesem Abschnitt auf, da findet ihr noch ähnliche Aufgaben. — Und nun ein paar Schlußrechnungsaufgaben. Wir ziehen Schlüsse durch Denken — daher Schlußrechnen! Später, in den oberen Jahrgängen, erklären wir uns das noch eingehender. Aber Aufgaben dieser Rechengruppe können wir schon bewältigen. Also, aufgepaßt: Aufgabe. Günter ist mit dem Jungvolk auf Fahrt. Eine Woche lang wird täglich 4 Stunden marschiert, am Sonntag noch eine Stunde — länger! Wieviel Stunden ist er in der ganzen Woche marschiert? (29 Std.). — Margot war vor 7 Jahren halb so alt, wie sie jetzt ist. Wie alt war sie damals? (7 Jahre). — Gisela ist 130 cm groß. Heinz ist 15 cm kleiner als Gisela. Und Marianne ist 10 cm größer als Heinz. Wie groß ist Marianne? (125 cm). — Wenn sechs Zigarren 1,08 RM kosten, wieviel Zigarren erhält man dann für 0,90 RM? (5 Stck.). — Hans hat acht Aepfel. Er tauscht die Aepfel gegen Pflaumen. Er erhält für je zwei Aepfel sechs Pflaumen. Wieviel Pflaumen erhält er? (24 Pflaumen). — Horst gibt auf Fahrt täglich 2 RM aus. Nach acht Tagen hat er nichts mehr. Wie lange würde er mit demselben Geld gereicht haben, wenn er täglich 1 RM ausgegeben hätte? (16 Tage). — Wir rechnen ein andermal diese „Knacknüsse“ weiter. — Ein paar Worte noch über die römischen Ziffern. Wir wollen hier nicht erläutern, was ihr sehr schön im Rechenbuch erklärt findet. Damit ihr aber die römischen Zahlzeichen wiederholt, sollt ihr lesen, was hier folgt: MCMXLI. Wie heißt diese Jahreszahl? (1941! Nachprüfen). Wer ist in diesem Jahre geboren: MDCCCLXXXIX (1889)? — Und damit ist's für heute genug.

Unsere Rechenstunde

Übungsstoffe für das 1.–4. Schuljahr

Ende der Grundschule

Hochzeit! Hochzeit!

Erzählung von Arnold Ulitz

Zeichnungen von F. Wölenberg

9. Fortsetzung

Um seine heiße Angst nicht zu verraten, sagte er in harmlosestem Plauderton: „Ohne Skatspiel würden die Menschen viel sündhafter sein. Doch, doch“, machte er zur Bronislawa hin, die sich kritisch räusperte, „im Skatspiel werden wir allerlei böse Eigenschaften auf unschuldige Weise los...“ „Richtig“, pflichtete Pfarrer Kiok, der ihn durchschaute, bei, „aber die schlechten Karten werden wir viel schwerer los.“ „Ich spiele Null ouvert“, sagte Biala mit verzweifeltem Mut. „Kontra!“ rief Kiok mit Hochgenuß.

Der Hochzeitszug war längst beim Wanjura angelangt. Die Hakenkreuzfahne leuchtete vom hohen Mast wie an einem Staatsfeiertage, und der Saal war verschwenderisch geschmückt. Von der Deckenmitte her quollen acht dicke, dunkelgrüne Girlanden aus herzoglich ratiborischem Fichtengrün, liefen schon gebaucht nach den Ecken des Saales und auf die Mitte der Wände zu und trugen Hunderte von Fähnchen und Bändern. Noch saßen die Gäste nicht, da spielte schon Buchtas Kapelle einen feurigen Tanz, einen Krakoviak. Oh, nun zeigte sich, daß die jungen Leute noch allerlei zu lernen hatten; sie verstanden sich wohl auf Walzer, Foxtrott und Tango, aber vor diesem Krakoviak standen sie wie dumme Esel und sahen staunend, wie Herr Swierzina, der immerhin schon sechsundvierzig war, ihnen etwas darbot an geradezu stählerner Eleganz. Und wer war seine Dame? Die eigene Frau, mit der er sich doch sonst so schlecht vertrug; jetzt aber waren sie ein Herz und eine Seele und lächelten einander zu wie innigst verliebt.



Herr Wanjura, der bei solchem Andrang persönlich bediente, stellte die zwölf Glas Bier, die er soeben brachte, behutsam auf einen Tisch und schaute gleichfalls den beiden Swierzinas zu. Auch ihn juckte es in den Beinen, und mit einem verzwickten Gesicht äugte er durch die Saaltür zum Schanktisch hin, wo Frau Monika Wanjura Schoppen um Schoppen füllte. Eine sehr schöne Frau, immer noch. Olga war ihr Ebenbild.

Und nun suchte er mit den Augen nach der Tochter und entdeckte sie an einem Tisch im entferntesten Winkel, wo die Girlande schon so niedrig hing, daß sich zur Not ein Gesicht dahinter verstecken ließ. Sie saß mit gesenktem Kopf, ihre Hände ruhten locker im Schoß, und der junge Herr, der den Arm auf die Lehne ihres Stuhles legte, war Studiosus Pokorny. Sie sahen nichts vom Krakowiak, der alle andern bezauberte, und Vater Wanjura lachte leise und dachte: Das dumme Ding will doch nicht etwa Pfarrköchin werden? Im übrigen war gegen den jungen Mann nichts einzuwenden, der alte Pokorny war ein braver und sehr bemittelter Meister; viele von den feinsten Ratiborer Familien aßen nur Pokornys Semmeln, sogar einen Lieferwagen hatte er schon, und es ging das Gerücht, er hätte sich schon längst einen Viersitzer angeschafft, wenn seine überfromme Frau es nicht für sündigen Hochmut gehalten hätte.

Ein Walzer wurde gespielt, die Tänzer rückten ihre Röcke und Krawatten zurecht, nahmen aber, ehe sie eine Dame aufforderten, noch einen gehörigen Schluck, um etwas zum Ausschwitzen zu haben, und rudelweise sausten jetzt die gefüllten Gläser herbei. Herr Wanjura hatte alle Hände voll zu tun, die beiden Hilfskellner flogen nur so, und Olga holte für ihre marianischen Freundinnen sechs Flaschen süßer Brause, aber außerdem eine Flasche Bier, obwohl auf Kosten Franzek Kosiols nur Faßbier gratis war. Selbst diese einzige Flasche entging aber dem falkenäugigen Wanjura nicht, und er raunte dem Mädchen lustig zu: „Die Pfarrer sind halt doch Feinschmecker, sogar schon, wenn sie erst studieren.“ „Er will ja nicht mehr Pfarrer werden“, antwortete sie mit leisem Jubel.

Und man walzte, und diesmal schrie Willusch, der mit Paula Pokorny tanzte, als erster: „Hochzeit, Hochzeit!“ Da wurden wieder alle wie rasend und tanzten und küßten und schrien immer wieder: „Hochzeit! Hochzeit!“ Student Woitinek jedoch, der vor zwei Stunden so forsch damit begonnen hatte, wurde vom Hochzeitsruf nicht mehr elektrisiert, er lag schlafend halb über einem Tisch, und sein nichtbezahlter Smoking war scheußlich besudelt.

Auf der Dorfstraße vor den Saalfenstern standen die Ungeladenen Kopf bei Kopf, unter ihnen Smarkotsch, der von Zeit zu Zeit „Prost Neujahr!“ rief, und Rosa Jendrissek, die schöne Kommunistentochter. Sie konnte den Blick nicht vom herrlichen Swierzina reißen und dachte: „Ob er mal rauskommt? Ob er mal in den Garten geht? Hat er gar keine Sehnsucht mehr? Ich hab' solche Sehnsucht! Ich bin doch keine Kommunistin, ich nicht! Warum läßt du mich für den Vater leiden? Oh, mein Jesus, hab' ich Sehnsucht!“

Sie hörte hämische Worte neben sich, denn die Hochzeitsgäste wurden gründlich durchgehechelt: der betrunkene junge Woitinek, der schlief, und der betrunkene alte Woitinek, der immer tanzen wollte und den die Damen voll Ekel abwiesen; Mariechen Kafka, die Bahnmeisterstochter, die sich wohl was einbilde, weil sie Beamtentochter war, die dumme Person; und die beiden Damen in schwarzseidener Bluse, von denen besonders die eine so hochmütig aussah, und mit denen keiner tanzte; etwa, weil sie zu vornehm waren? Ach, Unsinn, weil sie zu alt waren, einfach zwei alte Schachteln in Seide. Und der Förster Gnilka, der mit niemandem außer seiner Frau tanzen durfte und doch allen Mädels nachsah, besonders den dicken. Und der alte Ciaja, der eben nur dasaß und lächelte und vielleicht nicht viel gescheiter als der Smarkotsch war. Und der Tankstellenwärter Mraczek, der nur gewärmtes Bier trank, um seine schöne Stimme zu schonen. Und Olga Wanjura, die sich mit ihrem Studenten hinter der Girlande versteckte, man konnte sich denken, warum. Und Willusch, der Müllergeselle, der's mit der Bäckerstochter eigentlich verdammt deutlich trieb und jetzt, nachdem er bei allen Mädels herum war, an der fettesten Mitgift hängenblieb. Sie kamen alle, alle an die Reihe, sie, die nichts Schlimmeres verbrochen hatten, als daß sie Kosiols Hochzeitsgäste waren, aber Rosa Jendrissek sah nur den Geliebten und ihre Verlassenheit.

„Hochzeit! Hochzeit!“

„Ja! Hochzeit!“ schluchzte sie, und sie blieb, bis gegen halb acht Uhr die Gäste wieder aufbrachen, um aufs neue zum Mühlenhause zu ziehen, und als sie mit der Absicht, am späteren Abend wiederzukommen, davonging, grüßte sie mit übertrieben lauter Stimme, der doch die Trauer noch anzuhören war: „Heil Hitler!“

Die Frauen in der Küche der Mutter Kosiol hörten von Ferne den Tumult des nahenden Zuges: „Hochzeit! Hochzeit!“ Sie gerieten nicht in Unruhe, alles war bereit für die Fresser, und die Mutter erzählte ruhevoll von den Räubern zu Ende: „Armen Leuten hat der Elias gegeben, nicht genommen, das ist wirklich wahr, und sie haben ihn nicht verraten, und die Belohnung war doch so hoch, dreitausend Mark. Bloß ein Schuster mit sechs kleinen Kindern, es ist ja wahr, es ging ihm schlecht, der dachte und dachte: ‚Dreitausend Mark, das ist kein Quark‘ und ging zum Gericht und sagte: ‚So und so und dort und dort!‘ Kamen die Gendarmen, aber der Elias war schon in der Höhle im Gleiwitzer Walde. Dort hatte er auch seine Geige, auf der er manchmal so schön spielte, daß die Hirsche und Rehe kamen und weinten, aber das ist ja bloß dummes Märchen. Er wußte, wer ihn verraten hatte, und acht Tage später klopft's beim Schuster und ein Räuber sagt: ‚Komm mal mit, der Hauptmann will was mit dir sprechen!‘ Und sie gehen ins Gasthaus, da sitzt der Elias in der hinteren Stube. Der Schuster hat nicht schlecht gezittert, das könnt ihr euch denken, aber der Elias ist ganz freundlich und zeigt auf einen Stuhl und sagt: ‚Bitte, nimm Platz, Bruderherz!‘ Und der Schuster setzt sich auch. Ja, aber wohin? Na, auf den Hintern, daß es nur so krachte. Bloß aber, daß der Elias den Stuhl schnell weggezogen hatte und daß unten auf dem Fußboden lauter Schusterzwecken standen, alle mit der Spitze nach oben. ‚Mach' dir's bequem, Judas!“ sagt der Elias und lacht, und damit aus.

(Fortsetzung folgt.)



Die zweite Mutter

Ein Kranz von Vorurteilen rankt sich um den Begriff „Stiefmutter", und die Welt des Märchens, die Dichtung sowie Erzählungen aller Art verbinden seit alters mit der Vorstellung der zweiten Mutter Härte, Ungerechtigkeit und Lieblosigkeit. Gewiß mag das Grauen vor der Stiefmutter in Einzelfällen berechtigt sein, und es wird immer Stiefmütter geben, die in der Behandlung der aus der ersten Ehe des Mannes stammenden Kinder Kleinlichkeit und Tadelsucht zeigen. Häufig ist die Schuld an der sich entwickelnden Entfremdung aber auch an anderer Stelle zu suchen.

Wie viele Frauen schließen eine Ehe mit dem ehrlichen Willen, den Kindern des Mannes die verstorbene Mutter zu ersetzen! Den einen gelingt es, die anderen scheitern und sehen ein, daß sie ihre Kräfte überschätzt oder einen falschen Weg eingeschlagen haben. Der Grund des Mißerfolgs liegt zunächst darin, daß sie nicht von Anfang an die *Schwierigkeiten ihrer Stellung* als zweite Mutter klar *erkannt* haben.

In dem Augenblick nämlich, in dem die zweite Mutter die Ehe eingeht, findet sie Kinder verschiedenen Alters und damit schon auf einer bestimmten Entwicklungsstufe vor. Die Charakterentwicklung der Kinder ist bis zu diesem Zeitpunkt unter ganz anderen Einflüssen vor sich gegangen, teils vielleicht noch unter denen der ersten Mutter, teils unter denen der Großeltern oder anderer Verwandter. Die zweite Mutter hat also nicht den Vorteil, daß sie die Grundlage der Erziehung *selbst* legen und mit dem Heranwachsen des Kindes von Anfang an in seine Welt hineinwachsen konnte. Vielmehr steht sie in dem Augenblick ihrer Eheschließung bei der Aufgabe der Weitererziehung der Kinder vor etwas mehr oder minder schon Fertigem.

Schwierig wird die Stellung der zweiten Mutter oft auch dadurch, daß die Verwandten und Freunde der Familie ihr von Anfang an kühl gegenübertreten, ihr Verhalten zu den Kindern kritisch beobachten, in ihre Erziehung hineinreden, ja die Kinder ohne Grund bemitleiden oder sogar gegen die zweite Mutter aufhetzen. Hier bedarf es von Seiten der Mutter großen Geschicks, die Gegensätze auszugleichen, unter Umständen auch mit Energie ihre Stellung zu wahren. Seelisch wird eine Frau unter derartigen Verhältnissen immer leiden, ganz besonders, wenn sie mit liebevollem Herzen an ihre Aufgaben herangegangen ist und nur das Beste der Kinder will.

Und noch eine weitere Schwierigkeit, mit der die zweite Mutter rechnen muß! — Es ist menschlich verständlich, daß sich im Herzen des Kindes die Gestalt der verstorbenen Mutter in der Erinnerung verklärt. Durch das verhältnismäßig kurze Zusammenleben mit ihrem Kinde hatte die Mutter wenig Gelegenheit, es zu enttäuschen, und die eine oder andere böse Stunde verschwindet allmählich aus dem Gedächtnis. „Meine Mutter kannte mich und verstand mich" — so wird das Kind denken, wenn Spannungen und Reibungen eintreten, die das Leben mit der neuen Mutter wie jedes Zusammenleben der Menschen untereinander bietet. Das Kind flüchtet sich dann in seinen Gedanken zu seinem Idealbild und vergleicht die Lebende ständig mit der Verklärten — ganz natürlich, daß der Vergleich nicht zugunsten der zweiten Mutter ausfällt. So tritt das Kind ihr verstockt gegenüber, in dieser aber — sie ist ja auch nur ein Mensch mit allen seinen Schwächen — erwacht eine gewisse Eifersucht auf die natürliche Mutter des Kindes, und die Entfremdung ist da.

Zeigt schon die *klare Erkenntnis* dieser Schwierigkeiten der zweiten Mutter Möglichkeiten zu ihrer *Überwindung*, so ist doch noch manches andere sehr wesentlich. Vor allem sollten weder *Vater* noch *Kinder* mit *falschen Voraussetzungen* an die neue Mutter herangehen. Eine Mutter ist etwas Einmaliges und Unersetzliches, also sollte man von der Stiefmutter von vornherein gar nicht verlangen, daß sie die eigene Mutter ersetze. Wo nun einmal keine Blutbande bestehen, sollten die Kinder, besonders wenn sie schon älter sind, die zweite Mutter als den älteren und erfahreneren Menschen, als ihren Lebenskameraden, der ihr und des Vaters Bestes will, anerkennen und ihr mit Ritterlichkeit begegnen. Und wenn die zweite Mutter ein eigenes Kind hat, dann sollten Vater und Kinder es als etwas Naturgegebenes hinnehmen, daß ihre tiefste Mutterliebe diesem Kinde zugewandt bleibt. Manche Verstimmung und mancher Konflikt könnten vermieden werden, wenn nicht von vornherein von der zweiten Mutter das Unmögliche verlangt würde! Ueberhaupt sollte man nicht jede Reibung auf das Konto „Stiefmutter" setzen, sondern immer daran denken, daß es auch zwischen der rechten Mutter, falls diese länger gelebt hätte, und den heranwachsenden Kindern Konflikte gegeben hätte.

Von großer Bedeutung ist schließlich, wie sich der *Vater* verhält, besonders in den ersten Jahren der neuen Ehe. Liegt ihm an einem harmonischen Familienleben, dann sollte er, sowie Reibungen drohen, nicht untätig beiseite stehen, sondern sofort vermitteln und den Kindern den rechten Weg weisen. Die Mutter muß unter allen Umständen darauf vertrauen können, daß sie in ihrem Gatten hier einen Rückhalt findet.

Es gehören also wirklich Mut, Opferwilligkeit und Geschick dazu, fremden Kindern eine zweite Mutter zu sein, und wo eine „Stiefmutter" sich abmüht, diesen Pflichten gerecht zu werden, da sollte man dies anerkennen, und alle Beteiligten sollten sie mit Takt und Zartgefühl unterstützen.

Humor, Spott und Ironie in der Erziehung

Es ist nun einmal so: der humorvolle Mensch wird überall gern gesehen. Denn Humor quillt aus einem sonnigen Gemüt, Humor ist warmes Leben und schlägt sofort Brücken von einem Herzen zum anderen. Er meistert die schwierigsten Situationen und vermag mit einem befreienden Lachen die gefährlichsten Verwicklungen zu lösen. Wohl dem *Kinde*, dessen Eltern und dessen Lehrer Humor besitzen! „Heiterkeit ist der Himmel, unter dem alles gedeiht, Gift ausgenommen", sagt Jean Paul einmal. Was die Sonne für die Blumen ist, das ist Freude und Heiterkeit für die Kinder: das Element, daß sie *zum seelischen Gedeihen* brauchen. Das Bedürfnis danach wohnt tiefverwurzelt in jedem Kinde. Eine Schulklasse, deren Lehrer keinen Humor besitzt, schafft sich diesen selbst, und da gibt es immer wieder böse Reibungen und Gegensätze, so daß Lehrer und Kinder niemals eine Seelengemeinschaft bilden werden. Vermag der Lehrer komischen Situationen nicht mit Humor zu begegnen, vermag er nicht kindlichen Spaß, solange er sich in Grenzen hält, mitzumachen, etwa weil er für seine Autorität fürchtet — dann sind die Kinder nur zu bedauern, und ihre Erziehung weist geradezu eine Lücke auf: denn Humor ist doch auch der große *Erzieher zur Lebensfreude* und Begeisterungsfähigkeit. Im Humor schlägt ein großes Herz; wo er waltet, da pulsiert blutvolles Leben, da wird jede Schulklasse zur Förderklasse, und zwar für Lehrer und Schüler. „Humor verloren, alles verloren, Humor behaupten, das Leben gewonnen" — dieses Wort gilt für jede Art Pädagogik.

Wie ein eiskalter Luftzug aber weht es von einem Erzieher her, der ohne Ueberlegen dem Kinde immer wieder mit *Spott* oder *Ironie* begegnet. Spott ist wie ein grober Keil, ein plumpes Zufassen und Hineinfassen oft in die zartesten Seelenregungen des Kindes. Ironie kleidet zwar spöttische Angriffe in wohlgesetzte Worte, vermag aber zu peinigen wie Nadelstiche. Spott und Ironie entspringen oft einem kalten, kinderfremden Herzen, vielfach gehen sie aus Jähzorn hervor oder aus Hilflosigkeit besonders schwer erziehbaren Kindern gegenüber, mitunter auch aus jenem Erwachsenenhochmut, der in jedem Kinde, in seinem Spiel und all seinen Lebensäußerungen, grundsätzlich nur den „dummen Jungen" sieht. Bringt dir ein Kind etwas von seinen oft so belanglosen Schätzen, um dir eine Freude zu machen, und du würdest diese mit einer Handbewegung und einem ironischen Worte zurückweisen, da sie für dich wertlos sind, so würdest du in seiner Seele jedes Vertrauen zu dir erschüttern. Ein spöttisches Wort über einen körperlichen Fehler des Kindes oder über körperliche Unbeholfenheit, ironisch-herablassende Bemerkungen über ein kleines Spielzeug, das das Kind sich in einfachsten Umrissen selbst zusammengezimmert hat, das in Wirklichkeit noch recht unfertig aussieht, aber der kindlichen Phantasie allen Spielraum läßt — und sofort sind Freude und Zutrauen vernichtet. Wie Winterfrost die Maienblüte tötet, so tut sich ein seelischer Abstand zwischen Kind und Eltern auf, der kaum je wieder zu überbrücken ist.

Wie freilich im Leben das Wort gilt: „Der Ton macht die Musik", so auch in der Kindererziehung. Unter Umständen können daher auch Spott und Ironie Werkzeuge der Erziehung sein. Es gibt einen harmlosen, gutmütigen Spott, der aus liebevollem Herzen quillt und in der Art des Tones diesen Ursprung niemals verleugnet.

Kinder haben dafür ein feines Ohr, und zumal wenn sie etwas älter sind und die Anwendung auf sich zu machen verstehen, könnte ein derartiger Spott, zur rechten Zeit und mit Maß angewandt, sehr wohl erziehlich wirken. Oder nehmen wir an: das Schuljahr ist zu Ende, der Junge war monatelang nachlässig, bringt schlechte Leistungszensuren nach Hause, und die aufs tiefste bekümmerte Mutter sieht ihn nur an und sagt: „Ich sehe hier, wie du dich bemüht hast, deiner Mutter eine Freude zu machen" — diese ironische Bemerkung kann unter Umständen viel mehr erreichen und in dem Jungen aufwühlen als Ermahnungen, Drohungen und Auseinandersetzungen.

Kommt das Kind in die Reifejahre, so zeigt sich sehr häufig eine Neigung zu Ueberschwenglichkeit oder ein Streben nach dem Unbedingten und Maßlosen, es bekennt sich schwärmerisch und kritiklos zu irgendwelchen einseitigen Ansichten und Uebertreibungen. In diesen Jahren fehlt eben noch die Lebenserfahrung und damit der Maßstab des Möglichen und Erreichbaren. Bei rechter Vorsicht und Ueberlegung kann hier ein zielsicher hingeworfenes Wort des Spottes oder der Ironie Wunder wirken. Zweck darf nur sein, die Augen zu öffnen, Grenzen zu zeigen, zu eigenem Nachdenken und Ueberlegen zu führen. Ungeschickt wäre es, durch Erklärungen, Hinzufügungen und Ermahnungen dem Worte des Spottes oder der Ironie die Wirkung zu nehmen. Nein, die Arznei muß selbst arbeiten, sie soll nur Anreger sein, damit die Kräfte der selbsteigenen Vernunft lebendig werden und wieder die Oberhand bekommen. Unter diesen Bedingungen können Spott oder Ironie in diesen konfliktreichen Jahren der Gärung geradezu als Heilmittel wirken.

Gemüse einmal als Medizin gesehen

Der große Wert, den der reichliche Genuß von Gemüsen und Obst für die menschliche Gesundheit hat, ist dank der jahrelangen aufklärenden Arbeit nahezu schon allgemein bekannt. Allein weniger weiß mancher von ihren besonderen Eigenschaften und den verschiedenen Wirkungen, die sie bei den Menschen erzielen. Diese Unkenntnis kann oft zu schweren Fehlern führen, denn was dem einen heilsam ist, kann den andern schädlich beeinflussen.

Alle Gemüse enthalten in großer Menge bestimmte Nährsalze, und wir sind glücklicherweise immer mehr von der früher allgemein üblichen Art abgekommen, das Gemüse abzukochen und mit seinem Kochwasser zugleich den Nährwert des Gemüses fortzugießen. Auf die richtigste Art wird das Gemüse nur mit dem Wasser, das nach dem Abwaschen und Abtropfen an seinen Blättern hängen bleibt, gekocht, und zwar in gut schließendem Kochtopf. Bei grünen Erbsen, Mohrrüben und dergleichen, die man nach dem Zurechtmachen gleich in Butter oder Fett durchdämpft, kommt diese Zubereitung natürlich nicht in Betracht. Bei anderen Gemüsen, z. B. Spargel, Blumenkohl usw., bei denen zum Garwerden ein Abkochen geboten ist, schränke man die Zugabe von Flüssigkeit tunlichst ein und benutze das gute Kochwasser zur Herstellung von Suppen und Soßen.

Am aromatischsten sind die Früchte direkt vom Strauch oder Baum gepflückt, das Gemüse um so gesünder, je frischer man es verzehrt. Das ist für die Städtebewohner aber nicht immer zu ermöglichen. Hier muß die Hausfrau beim Einkauf eben doppelt aufmerksam sein. Bei den Gemüsen muß an erster Stelle der Spinat genannt werden. Durch seinen hohen Gehalt an Eisen ist er besonders für Blutarme empfehlenswert. Von Leberleidenden sollte er dagegen nur in beschränktem Maße genossen werden. Wegen seiner leichten Verdaulichkeit ist er für die Krankenküche sehr geeignet. Frisch gestochen und auf Sandboden gewachsen, ist der Spinat besonders zart und wohlschmeckend. Er hat einen großen Gehalt von milden, organischen Salzen und wirkt stark harntreibend.

Tomaten enthalten vorzugsweise Zucker, Eiweiß und Kohlehydrate. Sie heben starke Magensäure auf, lindern Magen- und Darmbeschwerden und sind, in rohem Zustande verzehrt, für Menschen mit Anlage von Gicht sehr empfehlenswert.

Alle Rübenarten sind blutreinigend, aber durch ihren großen Gehalt an Schwefel für manchen Magen nicht zuträglich. Gegen Katarrhe der Atmungsorgane ist frisch ausgepreßter Rübensaft sehr gut, ebenso als Gurgelwasser, da er auflösend wirkt. Gegen Frostbeulen hat eine Abkochung von Rübenschalen sich gut bewährt.

Die Kartoffel enthält eine bedeutende Menge von Kaliumkarbonat, Eiweiß und Kohlehydrate. Bei Verletzungen wirken Umschläge von Kartoffelsaft oder Kartoffelbrei außerordentlich lindernd. Besonders bei Brand- und Schnittwunden sind diese beiden Hausmittel von großem Wert.

Die Gurke als Salat ist für Menschen mit empfindlichem Magen nicht ratsam. Frisch ausgepreßter Gurkensaft ist ein vorzügliches Mittel zur Hautpflege. Innerlich angewendet, ist er für Lungenleidende erfrischend und beruhigend. Man gebraucht ihn auch zu kühlenden Umschlägen.

Alle Kohlarten enthalten viel Schwefel, sie sind gegen manche Hautleiden sehr gut. Durch ihren Schwefelgehalt aber blähen sie sehr stark und dürfen daher von Magenleidenden nur in beschränktem Maße genossen werden.

Grüner Salat ist verdauungsfördernd und appetitanregend.

Auch Zwiebeln und Knoblauch enthalten viel Nährsalze und Kaliumbikarbonat. Man nimmt sie innerlich ein in rohem oder gekochtem Zustande gegen Wassersucht. Sie wirken schweiß- und harntreibend und anregend auf die Verdauungsorgane.

Stengel- oder Bleichsellerie sowohl wie Selleriknollen sind für die menschliche Gesundheit wertvolle Gemüse. Sie dienen zur Erneuerung des Blutes.

Puff- oder dicke Bohnen haben einen starken Gehalt an Nährsalzen und Eiweiß.

Sauerampfer ist von wohltätiger Wirkung für den Blutumlauf.

Nachdem wir die Wissenschaft vom Werte der Vitamine kennen, schätzen wir alle Gerichte von frischen Gemüsen, Salaten und Kräutern doppelt. Die Hausfrau würzt mit den begehrten neunerlei Kräutern ihre Soßen, um sie wohlschmeckend und abwechslungsreich zu gestalten, als: Dill, Kerbel, Estragon, Sauerampfer, Kresse, Fenchel, Borasch, Schnittlauch und Petersilie.



Sommerabend — Aufnahme: Dr. Croy

— 67 + 89 = 100. **Es gibt noch mehr** Möglichkeiten, wobei die Reihenfolge 1, 2, 3 usw. nicht unterbrochen worden ist. Die Reihenfolge hat z. B. der unterbrochen, der folgende Lösung gefunden hatte: 159 — 76 + 17 = 100. Hier sind nicht einmal alle Zahlen von 1 bis 9 verwendet worden. Und wenn Hedwig B. zum Beispiel folgende Lösung einschickte: 987 — 654 — 32 — 1 = 300, so ist das zwar eine hübsche Umkehrung, die zwar nicht gelten durfte, doch kommt dabei nicht 100 sondern 300 heraus. Immerhin war die Beteiligung sehr groß, und dann darf ich doch mit Anerkennung sagen, daß die meisten richtige Lösungen eingesandt hatten. Ich habe darum auch diesmal das Los zum Schiedsrichter bestellt. Als Sieger in diesem Rechenwettstreit gingen hervor: **Ewald Hetz** in **Pscheheischen** über Hermannshütte (Sudetengau), der den ersten Preis in Höhe von 10 RM. bekam, **Gisela Hof** in **Berlin NW**, die den zweiten Preis in Höhe von 5 RM. bekam. Je ein schönes Jugendbuch errangen sich: **Heinz Tamm** in **Ottendorf-Okrilla** (Sachsen), **Hermann Ortmann** in **Mühlheim** (Ruhr), **Marianne Enzmann** in **Brandau** (Erzgebirge), **Elisabeth Huck** in **Wandersleben** (Thüringen), **Friedrich Strauß** in **Stuttgart-W**, **Marlies Wittig** in **Verden** (Aller), **Trude Tomascheck** in **Wien**, **Erich Geisler** in **Breslau 13**, **Gisela Rendenbach** in **Zeltingen** (Mosel) und **Wilhelm Sohnekind** in **Helmstedt**. — Wie ihr feststellen könnt, habe ich auch diesmal mehr als fünf Jugendbücher zur Verteilung gebracht. Der Verlag unserer „Reichs-Elternwarte" hat mir ein paar für euch gespendet, was ihr wohl dankbar zur Kenntnis nehmen werdet, nicht wahr?

Neue Preisaufgabe!

Für die Sommerferien habe ich mir ein schönes Preisausschreiben besorgt, das sicherlich viele Freunde finden wird. Ihr seht hier einmal etwas ganz anderes. Seht euch einmal die hübschen Buchstaben an, aber recht genau. Aus diesen Buchstaben sollt ihr Wörter bilden. Es brauchen keine zusammenhängenden zu sein, also keine Sätze. Wer



das aber fertig bringt, bekommt bei der Preisverteilung einen Punkt mehr. Aber wohlgemerkt: jeder Buchstabe darf nur einmal verwandt werden! Wer Lust hat, kann die Buchstaben auch ausschneiden, die Zeichenkünstler hingegen können ja einmal zeigen, was sie aus dieser Anregung zu gestalten vermögen. Wer nun die meisten Wörter zusammenzustellen vermag, kommt in die Gruppe der Auswahlmannschaft, aus der die Sieger hervorgehen. Dabei werde ich besonders schöne Einsendungen selbstverständlich bevorzugen. Als Preise setze ich aus: einen ersten Preis in Höhe von 10,— RM., einen zweiten Preis in Höhe von 5,— RM. und fünf weitere Preise in Gestalt von schönen Jugendbüchern. Sehen auch diesmal wieder bedeutend **mehr** gute Lösungen ein, als ich an Preisen ausgesetzt habe, werde ich aus der Stiftung des Verlages noch einige Jugendbücher zur Verteilung bringen. Wenn nicht ganz besondere Leistungen die Zuerkennung der Preise erleichtern, so entscheidet das Los, wer Preisträger wird und welchen Preis er bekommt. Schickt mir eure Lösungen bis zum **10. August 1941** an die **„Kinderwarte"** der **„Reichs-Elternwarte", Berlin C 2, Wallstraße 17—18.** Vergeßt aber nicht, eure genaue Adresse anzugeben und mir mitzuteilen, wie alt ihr seid und welche Klasse ihr besucht.



Kinderlied und Kriegsberichterstattung

Seit mehreren Geschlechtern haben unsere Kinder einen Abzählreim folgenden Inhalts:

> Eine kleine weiße Taube
> reiste einst nach Engeland.
> Engeland war zugeschlossen,
> und der Schlüssel war zerbrochen.
> Tippe, tappe, tapp,
> und du bist ab.

Diese kleine weiße Taube, die nach Engeland reiste, konnte ihr Ziel nicht finden; denn „Engeland war zugeschlossen und der Schlüssel war zerbrochen". Kindermund hat hier treffende Worte gefunden für den unangreifbaren Inselcharakter des Staates im Meer, für das seegeschützte England. Jahrhundertelang hat dieser Staat im Meer von seinem festen Inselschlosse aus Kriege geführt, ohne selbst angegriffen zu werden, und ganz Europa, ja, den größten Teil des Erdballes unter seine Willkürherrschaft gebracht. Selbst im Weltkriege hat kein Soldat der angegriffenen Mittelmächte die Insel betreten. Aber eine grundlegende Aenderung war eingetreten: die „kleine weiße Taube" war wehrhaft geworden. Im Weltkriege sangen unsere Kinder:

> Ich glaube, ich glaube,
> da oben fliegt 'ne Taube.
> Sie kam aus einem deutschen Nest,
> wenn sie nur nicht was fallen läßt.

Und die deutsche Rumplertaube und ihr größerer Weggenosse, der gewaltige Bombenlasten tragende Zeppelin, zerrten damals furchtbar an dem noch immer zugeschlossenen England. Voll Entsetzen vernahmen die Inselbewohner das Rütteln und duckten sich unter den Schlägen von Stahl und Feuer; doch die Zeit des Aufsprengens war noch nicht gekommen.

Inzwischen aber sangen deutsche Kinder schon wieder ein neues Lied:

> Marienkäfer fliege,
> dein Vater ist im Kriege,
> die Mutter ist in Engeland.
> Engeland ist abgebrannt.
> Marienkäfer, fliege.

Ursprünglich hieß es „Pommerland ist abgebrannt", und diese Fassung geht wohl bis auf die lodernden Feuerscheine in Deutschland zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges zurück, da man sehnsüchtig auf die Zeit wartete, „wo der Wind nach Rauch nicht schmeckt und nicht der Himmel rot". Als dann die wiederholten Schwedeneinfälle bis in die siebziger Jahre hinein — erinnert sei an Rathenow, Fehrbellin, Chorin, Kukerneese und Spliiter bei Tilsit — das Land südlich der Ostsee auspowerten, war es besonders Ostpommern, daß man buchstäblich als „abgebrannt" bezeichnen konnte. Diese Tatsache lebte etwa bis 1900 im Kinderliede fort. Dann trat eine Wendung ein, statt „Pommerland" sang der nimmermüde Kindermund plötzlich „Engeland". Kaum jemand hat sich darüber Gedanken gemacht. Es war eben nur Kindermund, der also sang. Aber mit dem Kindermund ist es wie mit der Vogelsprache: beide sind „unbewußter Weisheit froh". Und heute erkennen wir in jenem Kindermund eine Weissagung, die sich gegenwärtig grausig erfüllt: England brennt, brennt lichterloh. Hören wir zur Illustration ein paar Ausschnitte aus der Kriegsberichterstattung unserer Tage: Die angerichteten Zerstörungen in England sind sehr groß. Die Rauchsäulen in einigen Rüstungszentren haben eine Höhe von 2000 Meter erreicht. Ueber einer ganzen Reihe von Ortschaften liegt eine dicke, fast undurchdringliche Qualmschicht. Allein in London mußten 6000 Notobdache bereitgestellt werden. Das bedeutet, daß mindestens ebensoviele Personen ihre Behausung verloren haben. Reuter meldet, daß sich über der Themsemündung die bisher größte Luftschlacht über englischem Boden abgespielt habe. In 6000 Meter Höhe entbrannte der Kampf. Der Lärm der Motore, so meldet Reuter, die Kanonade und das Maschinengewehrfeuer sei derart betäubend gewesen, daß die am Boden befindlichen Men-

schen schreien mußten, um sich verständlich zu machen. Gleichzeitig wurden Flugplatzanlagen im Norden Londons vernichtend angegriffen. Mit rotgeränderten Augen sahen die Londoner die Taten der Vernichtung deutscher Bomber und Jäger. Nicht weniger schwer sind die entsprechenden Schäden in Wales und Südengland . . . Vernichtete Flugplatzanlagen, am Boden zerstörte Flugzeuge und vor allem die überaus hohen Abschußziffern geben Kunde von der schwindenden Kraft der britischen Luftwaffe. Die Saat des Verderbens für England, das den Krieg säte, ist im Aufgehen. Die Schlacht von Großbritannien geht weiter. Wer den Krieg sät, muß sich darauf gefaßt machen, Verderben zu ernten.

Und nun brennt es, bis es prasselnd zusammenstürzen wird. Dann ist die Erfüllung da: „Engeland ist abgebrannt."

L. W. Roose.

Wißt ihr dies?

Wer hat die Brille erfunden?

Man behauptet, der römische Cäsar Nero hätte die Gladiatorenspiele im Zirkus durch einen geschliffenen Edelstein, einen Beryll oder einen Smaragd, betrachtet, weil er kurzsichtig war. Das ist zwar möglich, aber wahrscheinlich war es nur eine Spielerei des Kaisers, sich das bunte Bild in der Arena verkleinert und gefärbt durch einen Stein zu betrachten. Von einer regelrechten Brille kann hingegen in diesem Falle nicht die Rede sein, denn erst im 13. Jahrhundert erfand ein Florentiner diesen Schutz für weitsichtige Augen. Das war eine so große Sache, daß er auf seinem Grabstein als Erfinder der Brille gerühmt wird. Aber, wie gesagt, das waren erst Gläser für Weitsichtige; die armen Kurzsichtigen dagegen mußten sich noch etwa 300 Jahre länger mit zusammengekniffenen Augen durchs Leben suchen. Da kam endlich der Arzt Hollerius auf den Gedanken, einmal eine konkav geschliffene Linse auszuprobieren. Und siehe da, nun war auch den Kurzsichtigen geholfen. Aber längst nicht allen! Krankenkassen gab es damals bekanntlich noch nicht; eine solche Brille aber kostete etwa 60 Taler. Wer konnte sich da schon eine Brille leisten? Nur reiche Leute, und für die war es eine Zeitlang ein Zeichen von Vornehmheit und Würde, eine Brille — besser ein „Lorgnon" — zu tragen. Heute ist nun die Brille zum Glück Gemeingut des ganzen Volkes geworden, heute kann sich jeder, der nicht gut sehen kann, eine Brille leisten.

Was Marianne mir schrieb

Lieber Fritz! Du wolltest von mir einen Brief haben, in dem ich Dir schreiben sollte, was mir in den Ferien, da ich zu Besuch bei meiner Base war, auffiel. Hier schicke ich Dir zwei Erlebnisse:

„Am heiligen Vormittag."

Die Großeltern werden zum Weihnachtsfest erwartet. Der vierjährige Ulrich ist in freudiger Aufregung. Immer wieder fragt er die Mutter, ob sie nicht bald kämen. — So auch heute Morgen. Kaum ist Uli aufgewacht, da geht es schon los: „Mutti, wann kommen sie denn?" „Am heiligen Abend, am Vormittag", sagt Mutter geduldig. — Am Nachmittag kommt Tante Helga zu Besuch. Sie fragt Uli: „Na, Uli, wann kommen denn die Großeltern?" Prompt kommt die Antwort: „Am heiligen Vormittag!"

Wißt ihr das?

Ein Rechenfehler

Wißt ihr, daß die Bienen, diese nützlichen und fleißigen Tierchen, zur Bergung ihrer süßen Last, Zellen bauen, die ein sechseckiges Gefäß darstellen, das bei geringstem Materialaufwand den größtmöglichsten Raum enthält? Der Winkel dieser Zelle ist mathematisch richtig 109° 28′ zu 70° 32′. Berühmte Gelehrte, wie z. B. König, Reaumur und andere, dagegen errechneten den Winkel dieses Gefäßes aber auf 109° 26′ zu 70° 34′. Dies war zu Anfang des 18. Jahrhunderts. Man nahm damals an, daß in der Berechnung des Baues die Biene einen Rechenfehler gemacht haben müsse. Man prüfte Königs und Reaumurs Arbeiten nach und fand, daß diese und nicht die Berechnungen der Biene richtig seien.

König und andere Gelehrte schufen darauf eine Logarithmentafel, die sie auf Grund obiger Berechnung für richtig hielten und die auch Verwendung fand. Ein paar Jahre darauf strandete ein Schiff infolge falscher Berechnung des Kapitäns, der jene Logarithmentafel verwandt hatte. Bei abermaligem Nachrechnen stellte sich nun heraus, daß die Logarithmentafel einen groben, bisher übersehenen Fehler enthielt. Infolge dieses Fehlers hatte der Kapitän einen falschen Kurs eingeschlagen, wodurch er auf ein Riff geraten war.

Der Instinkt der Biene hatte das Rechenproblem richtig gelöst, die Lösung der Gelehrten aber war falsch gewesen. Die Natur macht eben keine Rechenfehler, nur der Mensch irrt, solange er lebt.

Peter und die Petersilie.

Peter und Tine spielen im Garten. Tine ist zehn Jahre alt, und Peter ist fast drei Jahre. Mitten im Garten ist das große „Küchenbeet", auf dem alle möglichen Gewürze wachsen. Solche „Rohkost" gehört zu Tines Lieblingsnahrung. So geht sie auch jetzt zum Beet und fängt an, Kerbel zu essen. „Peter, willst du auch Kerbel?" fragt sie, dem kleinen Bruder ein Stückchen Kerbel hinreichend. Peter schüttelt den Kopf: „Mag nis Kerbel." — Tine ißt dill. „Willst du dill, Peter?" Wieder Ablehnung peterseits. „Aber Petersilie magst du doch?" „Ja, Peter will Petersilie essen", nickt Peter. Sie essen also Petersilie. —

Dann spielen sie „Pferdchen". Peter ist Pferd, und Tine ist Kutscher. Sie laufen ein paarmal durch den Garten, dann läßt Tine vor dem „Küchenbeet" halten. „Das Pferdchen muß aber auch was fressen", sagt sie, und pflückt ein Sträußchen Petersilie und hält es Peter hin. „Was ist das?" „Pferdchensilie!" ruft Peter und ißt die Petersilie auf.

Bastelwinke für Zauberer

Magnetischer Zaubertanz.

Ihr stellt euch aus Hollundermark kleine Stehaufchen her, indem ihr in das Mark auf der einen Seite einen Nagel mit rundem Kopf drückt. Den Stehaufchen könnt ihr auch einen Kopf aus Hollundermark schnitzen, und die Männchen dann hübsch bemalen! Nur müßt ihr sie vorher mit einer dünnen Kleisterschicht überziehen, damit die Farbe nicht allzusehr in das weiche Mark eindringt.

Nun bespannt ihr einen alten Bilderrahmen mit dünnem Papier. Ihr könnt dazu auch den Stickrahmen von eurer Schwester dazu entleihen. Auf die Papiertanzfläche setzt ihr die Hollundermännlein und streicht dann mit einem Magneten unter dem Papier hin und her. Die Männlein geraten dann in Bewegung. Noch zauberhafter wird eure Vorstellung, wenn ihr am Rahmen ein Tuch anbringt, damit die Zuschauer eure Hände nicht sehen. Selbstverständlich wird der Zaubertanz nur bei schwacher Beleuchtung, beim Kerzenschein usw., ausgeführt, um die magische Wirkung zu erhöhen.

Noch zwei Magnetversuche.

Bestreicht eine von Mutters Stricknadeln mit einem Hufeisenmagneten, indem ihr mit beiden Enden, also den Polen, des Magneten auf der Nadel in derselben Richtung hinfahrt. Also kein Hin- und Herfahren! Die Stricknadel wird dadurch magnetisch. Ihr hängt sie in ihrer Mitte an einem Faden auf. Die magnetische Nadel stellt sich sofort in die Nord-Süd-Richtung ein. Sie zeigt aber nicht genau nach Norden, sondern nach dem magnetischen Nordpol, den ihr auf der Karte von Nordamerika findet. Ihr habt euch also einen einfachen Kompaß hergestellt. Wer ein kleiner Künstler ist, wird sich dann noch die Windrose und die Gradeinteilung dazu basteln, um einen regelrechten Kompaß zu besitzen.

Ein anderer Versuch soll euch die Kraftlinie eines Magneten veranschaulichen. Auf eine Glasscheibe oder auf einem Stück weißen Karton streut ihr einen Kaffeelöffel Eisenfeilspäne, die ihr euch vom Schlosser leicht beschaffen könnt. Unter das Glas bzw. den Karton legt ihr euren Magneten. Sofort ordnen sich die Eisenfeilspäne in bestimmte Linien. Sollten sich einige Eisenteilchen widerspenstig zeigen, so genügt ein leises Klopfen auf das Glas bzw. den Karton, um die Eisenfeilspäne „in Ordnung zu bringen".

Ergebnis unserer Preisaufgabe aus Heft 5/1941

Wenn ihr euch die Aufgabe noch einmal vornehmt, dann werdet ihr dort lesen, daß aus den Ziffern 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9 in **unversetzter Reihenfolge**, also nur durch Einfügen von Zeichen, Aufgaben gefertigt werden sollen, deren Endergebnis stets das Resultat 100 zeigt. Als Beispiel nannte ich euch: $123 - 45 - 67 + 89 = 100$. Viele Einsender hatten aber die Reihenfolge der Ziffern willkürlich versetzt. Obwohl auch sie alle 100 als Resultat herausbrachten, mußten sie aber ausscheiden. Nun werden manche von euch meinen, daß das kaum möglich sei. Zu Beweis dafür will ich euch einige von den richtigen Ergebnissen hier zeigen: $12 + 3 - 4 + 5 + 67 + 8 + 9 = 100$ oder $1 + 23 - 4 + 56 + 7 + 8 + 9 = 100$ oder $1 + 2 + 34 - 5 + 67 - 8 + 9 = 100$ oder $1 + 2 + 3 - 4 + 5 + 6 + 78 + 9 = 100$ oder $12 - 3 \cdot 4 + 56 + 7 - 8 + 9 = 100$ oder $1 + 2 + 3 + 4 + 5 + 6 + 7 + 8 \cdot 9 = 100$ oder $123 - 45$

Der Ernteeinsatz der Jugend

Fortsetzung von der 2. Umschlagseite

von Schülern erfolgen, aber nur dann, wenn die Hilfe im landwirtschaftlichen Betrieb der Eltern oder andere wichtige Hilfen vom Schulleiter gestattet werden. Demnach ist festzustellen, daß Jugendliche, die nachweislich im Betriebe der Eltern gebraucht werden, nur dort zum Einsatz in Frage kommen werden.

Beim Einsatz während der Schulzeit wird selbstverständlich darauf geachtet, daß alle Schüler und Schülerinnen gleichmäßig herangezogen werden. Um die Fortführung des Schulunterrichts möglichst wenig zu beeinträchtigen, werden die Jungen und Mädel einer Schulklasse immer nur gemeinsam abberufen.

Der Einsatz geschieht unter Leitung der HJ.-Führer und BdM.-Führerinnen, auch dann, wenn geschlossene Schulklassen eingesetzt werden.

Für die Betreuung der eingesetzten Jugendlichen stehen die gesamten Einrichtungen der NSDAP. zur Verfügung, die alle Maßnahmen treffen, um eine gesundheitliche, körperliche oder sittliche Schädigung der Jugendlichen auszuschließen. Die Ueberwachung der sozialen Verhältnisse der Jugendlichen, wie z. B. die Arbeitsbedingungen, die Arbeitszeit, Verpflegung, Unterkünfte, Behandlung usw. erfolgt durch die Dienststellen der HJ. und durch die Schule unter Mitwirkung der Dienststellen des Reichsnährstandes und der Arbeitsämter. Hinsichtlich des Einsatzes der Mädchen ist ferner die strenge Anweisung ergangen, daß sie nur dort untergebracht werden dürfen, wo eine sittliche Gefährdung nach Lage der ganzen Verhältnisse nicht zu befürchten ist. Insbesondere gilt das für Betriebe, wo Kriegsgefangene oder polnische Arbeitskräfte beschäftigt werden. Hier ist jede nur erdenkliche Vorsorge getroffen worden, daß die Kinder in keine Gefahr kommen.

Sehr vorsorglich ist auch die Frage der hier und dort notwendigen Unterbringung der Jugendlichen behandelt worden. Bei jedem Einsatz, der eine Uebernachtung außerhalb des Elternhauses erforderlich macht, ist für angemessene Unterbringung gesorgt. Wo eine gemeinschaftliche Unterbringung der Jugendlichen möglich ist, wird sie durchgeführt, doch gelten hierfür klare und bindende Bestimmungen. Bei der Einzelunterbringung eines Jungen oder Mädels ist die Aufnahme in die Hausgemeinschaft des Bauern selbstverständliche Voraussetzung. Für die einwandfreie Unterbringung eines Jugendlichen, seine Betreuung usw. sind die Dienststellen der NSDAP. voll verantwortlich.

Selbstverständlich werden für die zur Landwirtschaftshilfe eingesetzten Jugendlichen Gesundheitsappelle durchgeführt, wie überhaupt der gesundheitlichen Betreuung größte Aufmerksamkeit gewidmet wird. Gesundheitlich gefährdete und vom Schulunterricht befreite Kinder werden natürlich nicht eingesetzt. Aus gesundheitlichen Gründen und unter Berücksichtigung der Bekleidungsfrage, vor allem des Schuhwerks, wird ein Einsatz der Jugendlichen bei ausgesprochen schlechter Witterung natürlich nicht erfolgen.

Eine weitere wichtige Frage ist die der Art des Einsatzes. Dabei geht man von folgenden Erfahrungen aus: im allgemeinen sind die Jugendlichen, die auf dem Lande aufgewachsen sind, schon mit 14 Jahren voll einsatzfähig, während die städtische Jugend in der Regel erst mit Vollendung ihres 16. Lebensjahres voll eingesetzt werden kann. Darum kommen nicht voll einsetzbare Jugendliche auch nur für leichte Arbeiten in Frage, wie z. B.: Unkraut jäten, Rüben verziehen, Schädlingsbekämpfung, Aehrenlese, Fallobst sammeln, Kartoffeln nachlesen und sortieren, Kraut und Blätter zusammenräumen, Mieten packen, Nachrichten und Verpflegungsdienst, Hütehilfe u. a. Weibliche Jugendliche kommen vor allen Dingen in Küche und Haushalt der Bauersfrau, für die Kinderbetreuung und Kleinviehversorgung, für das Einbringen der Obst- und Gemüseernte, Gartenarbeiten usw. in Frage. Sie können, wenn die Umstände dies erforderlich machen, hin und wieder auch zu leichteren Feldarbeiten herangezogen werden. Die reine Arbeitszeit wird bei Jugendlichen unter 14 Jahren nicht mehr als 6 Stunden, bei Jugendlichen über 14 Jahren nicht mehr als 8 Stunden betragen. Und selbstverständlich wird eine ausreichende Mittagpause und Nachtruhe sichergestellt. Oberstes Gesetz für die verantwortlichen Betreuer bleibt darum, daß die Jugendlichen in keinem Falle überanstrengt werden.

Nicht zuletzt ist auch die Frage des Entgeltes geregelt worden: die zur Arbeitshilfe eingesetzten Jugendlichen über 14 Jahre erhalten die nach den Tarifsätzen vorgesehenen Sätze, die Jugendlichen unter 14 Jahren dagegen ein angemessenes Taschengeld, mindestens jedoch 30 Rpf. Die Verpflegung erfolgt durch die Betriebsführer in ausreichender und angemessener Weise. Soweit etwa fehlende Kleidungsstücke und Schuhe beschafft werden müssen, erfolgt das in Zusammenarbeit mit den zuständigen Stellen. Und endlich: jeder Jugendliche wird gegen Krankheiten, Unfälle usw. versichert, so daß sich auch in dieser Hinsicht die Eltern keine Sorgen zu machen brauchen.

Verlag der „Reichs-Elternwarte": Heinrich Beenken, Berlin C 2, Wallstraße 17—18
Hauptschriftleiter: Möller-Crivitz, Berlin-Pankow

In allen Fragen der Erziehung (ausgenommen Berufsberatung) erteilt unsere pädagogische Sprechstunde gegen Rückporto kostenlos Rat und Auskunft

Anzeigenverwaltung: Heinrich Beenken Verlag, Berlin C 2, Wallstraße 17—18, Fernruf 16 02 55 (Sammelnummer). Postscheckkonto: Berlin 953 (Anzeigen-Abteilung). — Verantwortlich für den Anzeigen- und geschäftlichen Teil: Rudolf Krause, Berlin SW, Alte Jakobstraße 124. Gültige Anzeigen-Preisliste Nr. 8.
Druck: Heinrich Beenken, Buch- und Tiefdruckerei, Berlin C 2

Landschaft an der Drau bei Villach in Kärnten

Aufnahme: Hans Retzlaff